

Die große Gruselserie von Jason Dark

Diondra – einfach mörderisch

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Diondra - einfach mörderisch

John Sinclair Nr. 791

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 31.08.1993

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Diondra - einfach mörderisch

Schichtwechsel – Feierabend!

Die meisten Menschen hielten sich in ihren Wohnungen und Häusern auf. Sie genossen den frühen Abend.

Ich nicht. Denn ich saß Sir James, meinem Chef, in dessen Büro gegenüber. Ich schaute in sein ernstes Gesicht und wusste, dass einiges in der Luft lag. »Ich habe einen Auftrag für Sie, John«, kam er auch gleich zur Sache.

»Wie schön«, erwiderte ich und verzog das Gesicht.

»Worum geht es denn?«

»Um eine Frau.«

»Wird immer besser.«

»Abwarten. Sie werden die Frau beschützen. Sie heißt Diondra Mayne, doch man nennt sie das unheimliche Genie...«

Es war ein Raum, dessen Nüchternheit kaum überboten werden konnte. Die langen Lichtröhren unter der weißen Decke und die Schallschutzwände dominierten. Die Monitore, die Konsolen und die Naturwissenschaftler in den weißen Kitteln wirkten ebenso nüchtern.

Fünf Männer im Alter von dreißig bis siebzig saßen vor den kreisförmig aufgestellten Konsolen.

So unterschiedlich sie waren, eines aber verband sie: die Kunst, mit Zahlen umgehen zu können. Sie waren die fähigsten Mathematiker und Informatiker, sie gehörten zur Spitze des Landes, Experten, deren Wissen einem normalen Menschen Furcht einjagen konnte, doch sie lebten davon und kamen auch sehr gut damit zurecht. Sie beherrschten nicht nur ihre eigenen Gehirne, sondern auch die komplizierten Rechner, aber auch sie standen vor einem Rätsel und hatten keine Erklärung für das Phänomen, das in der Mitte des aus Konsolen gebildeten Kreises auf einem schlichten Holzstuhl hockte, die Hände in den Schoß gelegt hatte und einen beinahe schon verschämten Eindruck machte.

Dieses Wesen war eine Frau!

Sie hieß Diondra Mayne, und niemand wusste so recht, woher sie stammte, aber sie war ein Genie. Sie war besser als die Computer und als die fünf Mathematiker zusammen, denn komplizierte Rechnungen, die eigentlich nur ein Computer lösen konnte, erledigte die hager wirkende, blasse junge Frau mit den ebenfalls bleichen Haaren in Sekundenschnelle. Sie dachte zwar nach, aber das war einfach lächerlich, denn die Lösung sprudelte sie nur so hervor.

Sie brachte die Männer zur Verzweiflung. So sehr sich die Experten auch auf ihre Computer verließen, Diondra war einfach besser.

Sie murmelte mit tonloser Stimme die Lösung, hin und wieder gestattete sie sich ein Lächeln oder fuhr mit einer matten Handbewegung durch ihr dünnes Haar. Manchmal zuckten auch die blassen Lippen, dann sah es so aus, als wollte sie die Experten »auslächeln«.

Der Chef dieser Gruppe hieß Professor Dr. Robert Palmer, er galt als einer der besten Wissenschaftler der Welt, was den Umgang mit komplizierten Rechnern anging. Er bezog einen Teil seines hohen Einkommens aus zahlreichen Patenten, war mittlerweile zweiundsechzig Jahre alt geworden, in Ehren »erweißt«, aber dieses Phänomen, das einfach nur Diondra Mayne hieß, hatte er in seinem Berufsleben noch nie erlebt. Wie sie die letzte astrophysikalische Aufgabe gelöst hatte, das war schon genial.

Welche Prüfung sollte man dieser Frau noch zumuten? Es gab keine, sie schaffte es locker, sie war besser als die Rechner, und das wusste sie auch, denn ihr feines Lächeln lag dünn wie ein Spinngewebe auf ihren Lippen.

Professor Palmer war beinahe versucht, die Tastatur des Rechners zu zerschlagen. Er überlegte es sich jedoch anders und klatschte stattdessen in die Hände.

»Pause«, sagte er nur.

Seine Kollegen atmeten auf. So mancher wischte sich den Schweiß von der Stirn, bevor er sich erhob. Doch niemand vergaß, der so zart wirkenden Person einen langen Blick zuzuwerfen. Der eine bewundernd, der andere mehr skeptisch, auch ungläubig.

Professor Palmer stand als Letzter auf. Er schaute über die Konsole hinweg auf die junge Frau. »Wollen Sie nicht auch eine kleine Pause einlegen, Diondra?«

Sie hob den Kopf. Ihr Gesicht war schmal, und das glatte Haar ließ es noch schmaler erscheinen. »Muss ich das?«

»Es liegt an Ihnen.«

»Haben Sie denn keine Arbeit mehr für mich?«

Fast hätte Palmer gelacht. Nein, es gab keine Arbeit oder keine Aufgabe mehr für sie, denn sie war einfach zu gut. Er kannte nichts, sie war einfach besser, aber das wollte er ihr nicht sagen. »Ich werde mit den Kollegen beraten. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass wir heute keine Tests mehr durchführen.«

»Schade.«

Palmer schüttelte den Kopf. »Ja – fühlen Sie sich denn nicht ein wenig erschöpft?«

Diondra hob den Blick. Sie hatte große, blassblaue Augen. In der Größe passten sie nicht zu ihrem Gesicht. »Warum sollte ich mich erschöpft fühlen? Nein, mir geht es gut.«

»Es war doch nicht einfach.«

»Für mich schon.«

»Auch die letzte Aufgabe?«

Eine Haarsträhne war von der linken Seite her wie der Teil eines Vorhangs gegen ihr Gesicht gefallen. »Natürlich, Sir.«

»Um sie zu lösen, musste man über astronomische Kenntnisse verfügen, denke ich.«

»Das war kein Problem, Sir.«

Palmer schluckte. »Darf ich fragen, wo sie studiert haben?«

»Ich weiß es eben.«

Der Letzte schloss die Tür. Palmer und das Mädchen waren jetzt allein. Der Wissenschaftler erhob sich. Mit etwas müde wirkenden Schritten ging er auf Diondra zu und blieb dicht vor ihr stehen. »So, das wissen Sie. Jemand muss Ihnen die Kenntnisse doch vermittelt haben, denke ich.«

»Das sehe ich auch so.«

»Phantastisch, dann haben wir ja schon einen gemeinsamen Nenner gefunden, denke ich. Wer war es denn? Wer waren Ihre Lehrer,

Diondra?« Professor Palmer war froh, mit diesem Wunderkind allein zu sein, denn er wollte auch hinter die Fassade schauen.

»Ich kenne sie nicht mit Namen.«

»Das wollte ich auch nicht wissen.«

»Was dann?«

»Etwas allgemeiner!«

Diondra räusperte sich. »Sie leben nicht mehr, Professor. Sie sind längst tot.«

»Oh, das tut mir leid.« Seine Gedanken drehten sich fieberhaft, denn er glaubte, dass ihm diese Person einen Bären aufband. Natürlich lebten sie noch, schließlich war Diondra nicht mal fünfundzwanzig. Mochte der eine oder andere Professor auch schon gestorben sein, die meisten aber würde Palmer schon kennen. Er wunderte sich gleichzeitig, dass diese Lehrer nie über den Schützling gesprochen hatten, denn es war schwer, ein derartiges Wunderkind vor den Medien geheim zu halten. Erst recht hätte sich diese außergewöhnliche Begabung in Fachkreisen herumsprechen müssen, aber davon hatte der Professor bisher nichts gehört.

»An welcher Uni lehrten sie?«

Wieder lächelte Diondra, als hätte sie sich über die Frage amüsiert.

In der Tat klang die Antwort ähnlich, wenn auch leicht unverständlich. »An der Uni des Lebens, wenn Ihnen das etwas sagt, Sir?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Dann tut es mir leid.«

Er winkte ab. »Oh, das braucht Ihnen nicht leid zu tun. Wenn Sie es nicht sagen wollen, ist das Ihre Sache, Diondra.« Er nickte ihr zu.

»Wir werden später sicherlich auf das Thema zurückkommen, denke ich. Jetzt machen wir erst mal eine Pause.«

Diondra Mayne erhob sich mit sehr langsamen Bewegungen. Sie wartete, bis der Professor vorgegangen war und setzte sich erst dann in Bewegung. Er hatte die Tür noch nicht erreicht, als sie ihn ansprach. »Professor Palmer…?«

»Ja.« Der Mann blieb stehen und drehte sich um.

»Sie sollten nicht so viel fragen.«

»Ich?« Er war erstaunt. »Meine Güte, ich habe doch nicht zu viele Fragen gestellt. Was Sie machen, ist einmalig, das ist sensationell und genial. Da bleiben einfach Fragen zurück.«

»Trotzdem…«

»Nein, nein, meine Liebe, das können Sie mir nicht verbieten. Ich bin Wissenschaftler, und ich wäre ein schlechter, wenn ich dabei nicht auch neugierig wäre.«

Diondra erhob eine Hand. Ihr Zeigefinger wies dabei nach oben.

»Neugierde kann manchmal gefährlich sein.«

»Aber nicht bei uns.«
Ein scharfer Blick traf ihn. Er hatte plötzlich den Eindruck, als wären es nicht mehr die Augen dieser Frau, sondern völlig andere. Sie waren so eisig, so kalt, ohne jegliches Gefühl, dann war er wieder verschwunden, bevor er noch näher darauf eingehen konnte. Vor ihm stand wieder die schmale Person, die die Schultern hob, sogar nett lächelte und sich dann erkundigte, wo sie einen Schluck zu trinken bekäme.
»Die Kantine hat noch geöffnet.«
»Das ist nett.«
»Sie kennen den Weg?«
»Ich hoffe es.« Vor ihm schlüpfte sie durch die Tür und wandte sich im Gang nach rechts.
Auch Professor Palmer verließ den Raum. Er schloss ihn hinter sich ab, schüttelte den Kopf und fragte sich zum wiederholten Male, ob es noch Sinn hatte, weitere Tests mit ihr zu machen. Diese Person war besser als er und seine Kollegen zusammen. Sie steckte alle in den Sack, was keiner begreifen konnte.
Ein Genie…
Kopfschüttelnd ging der Mann weiter. In seinem Arbeitszimmer, es war das größte im Institut, erwarteten ihn die Mitarbeiter. Mit ihnen wollte er den Fall noch einmal durchgehen. Vielleicht hatte der eine oder andere noch eine Idee, wie man dem Rätsel dieser Person auf die Spur kommen konnte. Sie musste das Wissen von jemandem bekommen haben, es konnte ihr doch nicht angeboren sein. Und ob er neugierig war oder nicht, das musste sie schon ihm überlassen.
Ein Wissenschaftler durfte nicht mit verbundenen Augen durch die Welt gehen, der musste fragen, auch nachfragen, und das ließ er sich nicht verbieten.
Außerdem hatten ihre Worte wie eine Warnung geklungen. Darüber regte er sich auch noch auf und wurde regelrecht wütend.
Mit Wut im Bauch betrat er auch sein Arbeitszimmer, wo die anderen Kollegen bereits warteten.
Sie standen da und schauten betreten zu Boden. Keiner von ihnen hatte eine Erklärung für das, was hinter ihnen lag. Diese Diondra Mayne blieb ihnen ein Rätsel.
Die Männer sprachen natürlich darüber. So sehr sie sich auch anstrengten, sie kamen zu keinem Ergebnis. Bis ein noch jüngerer Kollege eine Frage stellte, über die beinahe gelacht worden wäre.
»Ist sie überhaupt ein Mensch? Oder ist sie ein Cyborg, ein künstliches Geschöpf?«
Die Kollegen schwiegen. Sie schauten den jungen Mann an, doch ihre Blicke sprachen Bände. Er interpretierte sie und lächelte dabei.
»Was wir erlebt haben, ist doch etwas Ungeheuerliches. So gut, so

schnell, so genial kann kein Mensch sein. Um es mal trivial auszudrücken. Ich habe den Eindruck, als hätte man uns jemanden untergejubelt.«

»Ach ja. Wer denn?«, fragte ein anderer Wissenschaftler. Gelassen trank er seinen Kaffee.

»Keine Ahnung.«

Der Kaffeetrinker fragte: »Denken Sie da an die grünen Männchen vom Mars, Francis?«

»Unsinn.«

»Bitte, sie können auch von einem anderen Planeten stammen, ich will mich da nicht festlegen. Besuch aus dem All. Viele Menschen schreiben und spekulieren darüber. Ist doch etwas – oder? Und stellen Sie sich vor, wir wären die Ersten auf der Welt, die das herausgefunden hätten. Nein, mein lieber Francis, das wäre zu schön, um wahr zu sein.«

Aus dem Hintergrund meldete sich Professor Dr. Robert Palmer.

»Ist es das tatsächlich?« Seiner Frage folgte ein betretenes Schweigen.

***

Professor Palmer hatte Diondra nicht mehr zu einem weiteren Test bestellt, es hatte keinen Sinn, zudem mussten er und seine Kollegen einfach eine Pause einlegen und mehrere Nächte darüber schlafen.

Möglicherweise fiel dem einen oder anderen dann ein neuer Plan ein. Ansonsten sollten die Ergebnisse gesammelt werden.

Palmer hatte außerdem vor, sich mit einem Kollegen in Verbindung zu setzen, der als Mediziner und Neurologe eine Kapazität war. Er sollte Diondra Mayne von oben bis unten auf den Kopf stellen, sie durchchecken, sie durchmessen und sich vor allen Dingen mit ihrem Gehirn beschäftigen.

Das allerdings behielt der Professor für sich. Er war zunächst nur zu Diondra gegangen, um ihr zu erklären, dass die Pause doch länger andauern würde.

Palmer hatte sie in der Kantine gefunden, vor sich eine Tasse Kaffee, die sie mit beiden Händen umschlossen hielt. Er hatte sich zu ihr gesetzt und sie angelächelt. »Tut gut, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Ich möchte Ihnen etwas sagen, Diondra.«

»Sonst wären Sie wohl nicht hier, Professor.«

»Richtig.« Er rückte seine Brille zurecht. Sie fiel in seinem Gesicht kaum auf, weil das dünne Gestell beinahe mit der gebräunten Haut verschmolz. »Die Kollegen und ich werden eine kleine Pause einlegen. Das heißt, wir werden die Untersuchungen erst in einigen Tagen weiterführen. Das wird Ihnen sicherlich recht sein.«

Die schmalen Hände hoben die Tasse an. Über den Rand hinweg

schaute Diondra in die Augen des Professors. Er wollte ihrem Blick standhalten, aber da war etwas in ihren Augen, dem er nicht widerstehen konnte. Ein ungewöhnlicher Glanz gepaart mit dem Ausdruck des Wissens, der ihm Furcht einflößte. Erst als er gegen die Tischplatte schaute, ging es ihm wieder besser.

»Ja, es ist gut.« Sie stellte die Tasse ab.

Der Professor war zufrieden. »Natürlich werden wir uns wieder mit Ihnen in Verbindung setzen, nur kann ich nicht sagen, wann das sein wird. Wir müssen nachdenken und werden sicherlich zu Resultaten gelangen, jedoch nicht heute. Ich möchte Sie nur fragen, wo wir Sie erreichen können, wenn es so weit ist.«

»Über den Konzern.«

»Sie gehen wieder zu Phönix?«

»Ja.«

»Hm.« Er überlegte. »In Ihr Büro?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.« Plötzlich schüttelte sie den Kopf. »Nein, das will ich eigentlich nicht. Ich möchte mich lieber zurück in mein Haus ziehen.«

»Ach, Sie haben ein Haus?«

Diondra lächelte. »Ja, sogar ein sehr großes. Es liegt in einem riesigen Park, wo es allerlei zu sehen gibt. Sie können dort durch den Wald gehen, sie können auch in einem See baden, es ist eine Welt für sich, abgeschieden und für Fremde unzugänglich.«

Er räusperte sich. »Entschuldigen Sie, wenn ich persönlich werde, aber ist das nicht sehr teuer?«

Diondra lächelte. »Immens teuer. Nur habe ich es nicht zu bezahlen brauchen, es gehört dem Konzern. Ich kann mich dort austoben, wie man so schön sagt. Ich habe Kühe, ich kann nachdenken, ich kann aber auch entspannen, wenn es denn sein muss.« Die letzten Worte klangen nicht sehr begeistert. Diondra Mayne war ein Typ, der lieber arbeitete, wobei sie ihre Tätigkeit nicht als Arbeit ansah.

Professor Dr. Palmer wusste eigentlich nicht sehr viel über die junge Frau. Ihm war nur bekannt, dass sie für einen der größten Mischkonzerne der Welt arbeitete und dort zu den Topleuten gehörte, wobei sie geheimnisumwittert war, denn über ihre eigentliche Tätigkeit wussten wohl nur wenige Menschen Bescheid.

Er lächelte sie an. »Sie fühlen sich dort gut aufgehoben, Diondra?«

»Ja, man tut viel für mich.«

»Das freut mich. Sind Sie eigentlich von hier? Pardon, wenn die Frage zu privat ist, aber ich interessiere mich eben dafür, weil Sie ein so außergewöhnlicher Mensch sind.«

»Meinen Sie aus London?«

»Nicht direkt, sondern… sagen wir aus England oder Europa.«

»Europa.«

»Dachte ich es mir. Diondra klingt spanisch.«

»Ja, es ist ein spanischer Name.« Sie tippte mit der Fingerspitze auf die Tischplatte. »Falls Sie sich noch für meine Eltern interessieren sollten, sie leben nicht mehr. Ich bin eine junge Frau, die praktisch keine Vergangenheit hat. Deshalb spielt es keine Rolle, wo ich lebe. Ich bin dem Konzern empfohlen worden, und man hat mich als Beraterin engagiert. Fertig.«

Der Professor schaute sie an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. »Sie sind noch sehr jung, Diondra.«

»Stimmt, Professor. Nur denke ich nicht, dass dies ein Fehler ist – oder?«

»Nein, nein.« Er lachte und winkte mit beiden Händen ab. »Ganz im Gegenteil. Was mich an Ihrer Jugend stört, und jetzt verstehen Sie mich bitte richtig, ist, dass Sie immens begabt sind, dass Sie unsere Computer degradieren. Darüber kommen meine Kollege und ich nicht hinweg. Das ist so unwahrscheinlich, so ungeheuerlich.« Er schlug gegen seine Stirn. »Ich habe dafür keine Erklärung. Ist das nur Begabung, Diondra?«

»Darüber haben wir schon des Öfteren gesprochen.«

Er fasste nach ihrer Hand und spürte, dass die Haut sehr warm war. Unnatürlich warm. Sie entzog sich seinem Griff. Eine Unmutsfalte erschien auf der blassen Stirn. Mit einer nervös anmutenden Bewegung strich sie die Haare zurück. »Ich kann Ihnen nicht viel sagen, Professor. Es ist eine Begabung. Ich habe es mit in die Wiege gelegt bekommen, und ich möchte Ihnen noch etwas sagen.«

»Bitte, ich höre.«

Sie schob Tasse und Untertasse zur Seite. »Nicht alles in dieser Welt ist rational zu erklären. Gewisse Dinge müssen einfach akzeptiert werden, das ist auch bei mir so. Nehmen Sie mich einfach so, wie ich bin. Auch Sie als Wissenschaftler sollten dies akzeptieren.«

»Das tue ich auch.«

»Wunderbar.«

»Dennoch dürfen Sie mir meine Neugierde nicht verübeln. Ich bin Wissenschaftler und von Natur aus neugierig. Ich muss forschen, es ist mein Leben.«

»Das verstehe ich.«

Sie hatte es in einem Tonfall erklärt, der besagte, dass sie dieses Gespräch für beendet hielt. Professor Palmer war sensibel genug, um dies zu spüren. Er nickte ihr zu, als er aufstand. Eine unsichtbare Wand hatte sich zwischen die beiden geschoben. »Sie werden dann von mir hören, Diondra.«

»Ja, über den Konzern.«

»Genau.«

Sie stand nicht auf, sondern nickte nur kurz und schaute dem Mann

nach, wie er zur Tür ging. Außer ihr saßen jetzt nur noch drei Reinemachefrauen in der Kantine. Ansonsten war das Institut von den Mitarbeitern verlassen worden.

Der Professor aber ging direkt zu seinem Wagen, um nach Hause zu fahren. Wie an jedem Freitag wollte er nicht in die Londoner Wohnung, sondern zum Landhaus an der Südküste. Es lag wunderschön – mit Sicht auf das Meer, seine Frau hatte es von ihren Eltern geerbt. Sie selbst war Schriftstellerin und beschäftigte sich mit Zeitgeist und Frauenfragen. In verschiedenen Publikationen war sie schon abgedruckt worden, und ihre teils sehr engagierten Kommentare hatten schon für Aufsehen gesorgt. Zudem war sie knapp zwanzig Jahre jünger als der Professor, und sie stand mit beiden Beinen fest in der Mitte des Lebens.

Kinder hatte das Ehepaar Palmer nicht, und der Wissenschaftler bedauerte dies. Es war seine zweite Ehe gewesen, die erste hatte einfach nicht geklappt. Beide Partner ließen sich genügend Freiheit, um sich nicht auf die Nerven zu gehen.

Der Weg nach Süden war relativ frei. Er fuhr die M 23 Richtung Brighton, wollte zuvor nach Osten abbiegen, wo die große Hektik nicht zu spüren war und man noch allein sein konnte.

Palmer war gern allein. Er liebte es, auf das Meer hinauszuschauen, um seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Auch seine Frau mochte diesen Anblick. Sie fand ihn kreativ, und an den Wochenenden unternahmen die beiden immer lange Spaziergänge, um über Gott und die Welt zu reden.

Palmer freute sich auf die Wochenenden. Sie gaben ihm Kraft, da tankte er auf, denn der Job war hart, und Palmer zählte nicht mehr zu den jüngsten Menschen. Andere warteten darauf, sich auf seinen Stuhl setzen zu können, denn als Leiter dieses renommierten Instituts war die Reputation schon außergewöhnlich.

An diesem Abend jedoch wollte sich seine gute Stimmung nicht einstellen. Er war zu sehr in Gedanken versunken, achtete auch auf das Tempo. An sich war er ein flotter Fahrer, nur fuhr er an diesem Abend langsamer als gewöhnlich, denn zu viel Gegensätzliches ging ihm durch den Kopf. Er wusste, dass seine Frau mit dem Essen wartete. Wenn er sich verspätete, hatte er eben Pech gehabt. Dann musste das Essen eben aufgewärmt werden.

Er wollte seine Gattin nicht in der Luft schweben lassen und griff deshalb zum Autotelefon. Sie meldete sich erst nach einer Weile, und Rebeccas Stimme klang ziemlich gereizt und auch müde, als wäre sie aus einer sehr tiefsinnigen Überlegung herausgerissen worden.

»Ich bin es.«

»Ach, Robert.« Sie räusperte sich. »Ist etwas passiert? Kommst du heute nicht?«

»Keine Sorge, ich komme. Es wird nur etwas später werden.«

»Ich höre, dass du unterwegs bist.«

»Ja, ich bin noch auf dem Motorway.«

»Gut, dann weiß ich Bescheid.« Sie räusperte sich. »Hör mal, deine Stimme klingt so anders. Ist etwas?«

»Wie klingt denn meine Stimme?«

»Kann ich dir nicht sagen. Eben anders. Vielleicht müde, etwas langsam, nicht so…«

»Es war ein langer Tag.«

Rebecca lachte. »Mit Diondra.«

»Ja.«

»Seid ihr vorangekommen?«

Der Wissenschaftler seufzte und schrak zusammen, als an der rechten Seite ein hoher Schatten an seinem Mercedes vorbeiglitt. Es war ein Laster, der ihn überholt hatte. Palmer schaute auf die zahlreichen Heckleuchten und seufzte laut.

»Also nicht.«

»Nein.«

Rebecca lachte. »Das ist seltsam. Wie kommt es, dass ihr sie nicht durchschauen könnt?«

»Sie weiß zu viel. Sie ist ein Phänomen, und noch etwas muss ich leider zugeben. Ich habe den Eindruck, als würde uns Diondra Mayne allmählich aus dem Ruder laufen.«

Seine Frau schwieg. Er konnte sich wieder auf den dichten Verkehr konzentrieren.

»Das heißt, ihr bekommt sie nicht in den Griff.«

»Richtig.«

»Spielt sie mit euch Katze und Maus?«

Er lobte seine Gattin. »Rebecca, du bist gut. Ja, irgendwo hast du den Punkt getroffen. Sie ist ein Phänomen, ein Genie. Wir können ihr die schwierigsten Aufgaben stellen, sie löst sie schnell und präzise. Ich weiß nicht, was dabei in ihrem Gehirn vorgeht, aber ich möchte sie zu einer Untersuchung überreden.«

»Bei deinem Freund Max?«

»Bei ihm, richtig.«

Rebecca wartete einen Moment, und so hörte ihr Mann nur die leisen Geräusche in der Leitung. Schließlich hörte er sie wieder sprechen. »Ich kenne euren Schützling zwar nicht gut, könnte mir allerdings vorstellen, dass er nicht eben begeistert ist.«

»Ich habe mit Diondra darüber noch nicht gesprochen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich das Thema auch mit dir diskutieren möchte, Reb.«

Sie war erstaunt. »Wie komme ich denn zu der Ehre?«

»Hör auf und werde nicht sarkastisch. Die Ehre ist nicht groß, ich bin

Realist genug, um zu wissen, dass du dich besser in Menschen hineinversetzen kannst als ich. Du siehst es mit den Augen einer Frau, ich bin da einfach zu nüchtern als Wissenschaftler. Aber das ist nur ein Grund unter mehreren.«

»Ho – welche Probleme hast du noch?«

»Keine direkten, sondern mehr ein Gefühl. Diondra ist mir heute regelrecht unheimlich geworden.«

Jetzt musste Rebecca lachen. »Dir, dem nüchternen Wissenschaftler, ist etwas unheimlich geworden?«

»Du hast dich nicht verhört.«

»Was denn?«

»Das kann ich nicht sagen.«

Sie atmete laut durch ihr Telefon. »Moment, was willst du mir nicht sagen, Robert?«

»Irrtum, ich kann es nicht. Diese Frau ist mir ein Rätsel. Ich kenne nichts von ihr. Sie ist eine Person, die entweder keine Vergangenheit hat oder eine besondere, die sie uns verschweigt.«

»Ich hätte sie an deiner Stelle gefragt.«

»Aber Rebecca, was denkst du von mir? Was meinst du, was ich mit ihr getan habe?«

»Und? Was sagte sie?«

»Nichts. Bis auf die Bemerkung, dass ihre Eltern nicht mehr am Leben sind.«

»Ich hätte nachgehakt.«

»Hättest du nicht, wenn du ihr gegenübergesessen hättest, wie ich es getan habe.«

»Okay, okay, was willst du jetzt machen?«

»Langsam fahren, dabei nachdenken und versuchen, das ungute Gefühl zu ignorieren oder es abzuschütteln.«

Die Antwort hatte Rebecca neugierig gemacht. »Von welch einem Gefühl redest du da?«

Das Ende der Bahn kündigte sich an. Der Professor schaute aus dem Fenster. »Tja wenn ich das wüßte, ginge es mir besser, aber ich habe keine Ahnung.«

»Du kannst dich nur nicht ausdrücken.«

»Das mag stimmen, ich bin auch kein Autor. Aber es ist der Eindruck der Bedrückung, der mich überkommen hat. Ich sitze hier im Wagen und komme mir vor wie in einem Käfig auf vier Rädern. Ich bin allein, ich sehe keinen Menschen in meiner Nähe.«

»Dann ist es ja gut, Robert.«

»Nein, Rebecca, es ist nicht gut, es ist einfach beunruhigend, wenn du verstehst. Es ist anders als sonst. Ich fühle mich sehr unwohl. Hier scheinen Schatten in der unmittelbaren Nähe zu sein, die mich umgeben, die mich nicht aus den Augen lassen, die mich umtanzen,

die mich beobachten und mir immer wieder bedeuten, dass ich mich auf ein glattes Gefälle begeben habe.«

Rebecca räusperte sich. »Ich weiß nicht Robert. Hast du das schon öfter verspürt?«

»Nein, erst heute, nach dem seltsamen Gespräch mit Diondra. Sie war so anders. Sie hat mir auch indirekt zu verstehen gegeben, dass man gewisse Dinge einfach hinnehmen muss. Sie ist ein Phänomen, das habe ich dir immer gesagt, Rebecca, der Meinung bist du ja auch. Für mich aber ist sie zu einem unheimlichen Phänomen geworden. Ich werde froh sein, wenn ich bei dir bin, doch ich werde nicht so schnell fahren wie sonst, die Gründe dafür habe ich dir gesagt.«

»Ehrensache, dass ich warten werde. Wir werden nach dem Essen eine Flasche Rotwein trinken und in Ruhe über die Probleme reden, die sehr interessant klingen.«

»Ich freue mich darauf.« Er hauchte noch einen Kuss in den Hörer, dann legte er den Apparat weg.

Es wurde schon knapp, denn er musste in die Abfahrt hinein. Hinter ihm blendete ein Fahrer auf. Für kurze Zeit füllte sich der Mercedes mit dem gleißenden Licht der anderen Scheinwerfer, und Professor Palmer hatte den Eindruck einer Vision.

Plötzlich sah er Diondras Gesicht vor sich, auch den Hals und einen Teil ihres Körpers. Sie hob etwas an, Hände erschienen, die einen Gegenstand umklammert hielten, von dem Blut tropfte.

War es ein Arm…?

Haut und Fleischfetzen zerrissen, als die junge Frau in diesen Gegenstand hineinbiss. Die untere Hälfte des Gesichts schwamm in Blut, und ein lautes Hupen drang an die Ohren des Professors. Er erwachte aus einem Alptraum und konnte seinen Wagen erst im letzten Augenblick herumreißen, sonst wäre er gegen eine Leitplanke gefahren. Der Mercedes schlingerte, aber er blieb in der Spur, und der Schock ließ das Herz des Wissenschaftlers rasend schlagen.

Seine Hände zitterten plötzlich. Er wusste, dass er jetzt eine Pause einlegen musste, denn er war zu einem Risiko für den Verkehr geworden, und weil es das wusste, reagierte er vernünftig.

Die Dunkelheit hatte ihre Schatten über das Land gelegt. Um zu seinem Haus zu gelangen, musste er abbiegen. Die hohen Hinweisschilder glänzten im Licht der Autoscheinwerfer, Hügel türmten sich hinter dem hier flachen Gelände auf. Wie die Buckel schlafender Ungeheuer wellten sie sich in die Höhe. So schnell wie möglich fuhr der Professor an den Straßenrand und stoppte dort. Der Streifen war breit genug, um den vorbeifließenden Verkehr nicht zu gefährden. Er ließ das Scheinwerferlicht brennen und sackte auf seinem Fahrersitz zusammen. Palmer zitterte, sein Herz schlug noch übermäßig schnell, er schwitzte. Das Innere des Wagens kam ihm vor

wie ein Backofen, der sich immer mehr aufheizte.

Er musste raus.

Kühle Luft einatmen, wieder zur Besinnung kommen und versuchen, die schlechten Gefühle so weit wie möglich auszuschalten. Er öffnete die Wagentür. Der Schwall kalter Winterluft traf ihn und tat ihm gut. Beinahe hastig verließ er sein Fahrzeug. Mit seinen ebenfalls zitternden Beinen kam er sich vor wie ein Greis.

Was war das nur gewesen? Professor Palmer konnte keine Erklärung geben. Mit gesenktem Kopf ging er weiter und kümmerte sich nicht darum, dass seine Schuhe beinahe in der feuchten Erde versanken. Er hatte den Eindruck, dass etwas Schreckliches auf ihn zuschwebte…

***

Auf einem Feld war Professor Palmer stehen geblieben. Der Wind wehte über die freie Fläche, sollte seine Probleme mitnehmen, doch das war nur ein Wunsch. Wie eine Säule stand Palmer auf der weichen Erde und schaute in die Ferne zu dem dunklen Hügel hin, als könnten sie ihm eine Antwort geben.

Aber gab es überhaupt Antworten? Gab es überhaupt Fragen?

Beides musste existieren, nur schaffte er es nicht, die Fragen in eine erklärbare Form zu bringen. Der Professor schwebte in einem luftleeren Raum, er wusste nicht, wo er hingreifen sollte, denn wenn er seine geistigen Fühler ausstreckte, dann fasste er ins Leere. Da war dann plötzlich nichts mehr vorhanden, und Erklärungen gab es leider auch nicht. Er wusste nur, dass sein beunruhigender Zustand mit dieser Diondra Mayne zusammenhing, sie war ein Rätsel, eine harte Nuss, an der er sich die Zähne ausbeißen würde.

Sie war nicht allein ein mathematisches Genie, nein, hinter ihr steckte noch etwas anderes, das er nicht fassen konnte, es aber irgendwie als eine Bedrohung empfand. Es war eine Wolke, ein düsteres Etwas, das aus irgendwelchen Seelenschächten gestiegen war, froh darüber, sich endlich befreien zu können.

Professor Palmer hatte weder ihre Worte noch ihren Blick vergessen. Sie war eine Frau mit einem tiefen, rätselhaften und auch gefährlichen Geheimnis, an dem er ebenfalls zerbrechen konnte, wenn er nicht haarscharf Acht gab.

Und dann diese Vision, die ihn urplötzlich auf der Abfahrt überfallen hatte. Sie war so schrecklich gewesen, dass er am liebsten nicht daran gedacht hätte. Ein grauenvoller Anblick hatte sich vor seinem geistigen Auge aufgebaut. Diondras Gesicht im Mittelpunkt, dann die Hände, die etwas hielten, das wie ein menschlicher Arm aussah, Zähne, die hineinbissen, das Fleisch, das Blut…

So etwas kam doch nicht von ungefähr.

Professor Palmer war Mathematiker und Realist. Ein reiner

Zahlenmensch, der sich um die Psyche der Menschen nicht gekümmert hatte, so etwas überließ er seiner Frau, die kannte sich damit aus. Er selbst beschäftigte sich mit anderen Problemen, denn er gehörte auch zu den Menschen, die noch immer der Illusion nachhingen, die Welt endlich zu begreifen und sie in eine mathematische Formel zu bringen. Der Autor Haekings hatte mit seinem Buch über die Zeit schon den Anfang gemacht, Denkanstöße gegeben, aber jetzt musste es weitergehen, andere waren gefordert, sich mit seinen Theorien auseinanderzusetzen. Zu diesem Menschen gehörte auch Professor Palmer, eine zusätzliche Bürde, die er sich neben dem Rätsel Diondra Mayne noch aufgelastet hatte. Für ihn war ein finsteres Tor geöffnet worden, um Dinge zu entlassen, die selbst er sich rational nicht erklären konnte.

Dass es Visionen gab, stand außer Frage. Darüber hatte er gehört, auch gelesen, manchmal gelächelt, aber dass es ausgerechnet ihm passieren würde, beunruhigte ihn. Und in dieser plötzlichen Vision hatte ausgerechnet Diondra die Hauptrolle gespielt.

»Wer bist du, Mädchen?«, fragte er halblaut in den Wind. »Wo kommst du her? Was steckt hinter dir?« Von seinen eigenen Worten bekam er eine Gänsehaut. Er strich über sein Gesicht, und sogar seine Handflächen waren feucht geworden.

Seine Augen brannten, als hätte er in der vergangenen Nacht nicht geschlafen. Etwas brummte in seinem Schädel. Geschlagen hatte ihn niemand, es mussten einfach die schlechten und trüben Gedanken sein, die da auf Wanderschaft gingen.

Warum schlechte Gedanken? Oder war es etwas anderes? Angst möglicherweise? Waren Visionen tatsächlich schon ein Vorgriff auf die Zukunft? Würde er das Grauen dann life erleben?

Er hatte eine trockene Kehle bekommen, als er daran dachte. Und er hätte sich nie vorstellen können, dass so etwas überhaupt passierte. Ausgerechnet ihm, wo er doch so nüchtern dachte.

Die letzte halbe Stunde hatte ihn erschüttert. Er fühlte sich alt und schwach, und den über das freie Feld jagenden Wind empfand er nicht mehr als angenehm.

Über ihm segelten die Wolken dahin wie monströse Gestalten aus der Urzeit. Die fern liegenden Hügel wirkten bedrohend, das flache Land vor ihm war eine düstere Fläche, über die kaum ein Lichtreflex hinwegtanzte, und die Gestirne hatten sich zurückgezogen, als würden sie sich schämen.

Der Professor wusste nicht, wie lange er auf dem Feld gestanden hatte. Er dachte wieder an seine Frau, sein Zuhause, an das warme Feuer im Kamin, doch seltsam, es lag alles so weit weg, als wäre es längst zur Vergangenheit geworden.

Etwas war in seiner Nähe…

Professor Palmer zuckte zusammen. Eine Berührung an der Schulter, am Arm, gleitend und kühl, als wäre ein kalter Schatten unter seine Jacke gekrochen, um über das Hemd zu streifen, dessen Stoff er zusätzlich noch durchdrang.

Er schauderte…

Auch das war nicht normal. Er blieb stehen und fragte sich, warum er das tat. Dabei brauchte er sich nur umzudrehen und zu seinem Wagen zurückzugehen. Sich hineinzusetzen, zu starten, den Rest der Strecke bis zu seinem Haus zu fahren. Das war alles, nicht mehr und nicht weniger, und er würde es packen.

Wieder die Berührung. Jetzt drehte er den Kopf. In der Bewegung glaubte er, einen Schatten zu sehen, der direkt über seine Stirn und auch die Augen hinweghuschte.

Eine Täuschung? Er schlug mit der Hand nach dem Schatten, während er gleichzeitig zwei Schritte zurückging und dabei aussah, als würde er taumeln.

Der Schatten war weg.

Die Erinnerung steckte noch in ihm. Sie paarte sich mit der ungewöhnlichen Kälte, die er innerlich spürte. Sie war wie eine Warnung, und aus dem Wind schienen die Stimmen zu dringen, die in seinen Kopf hineinwehten, als wollten sie ihm eine Botschaft aus einer fernen anderen Welt bringen.

Waren es Warnungen? Hatte er sich zu weit vorgewagt? Schlug eine bestimmte Person nun zurück? Das Bild des Mädchens sah er wieder vor sich, er sah auch seinen Blick, die ungewöhnlichen Augen, deren Pupillen sich so verändert hatten, als gehörten sie keinem Menschen, sondern einem Wesen, das viel, sehr viel von dieser Welt schon gesehen und auch gespeichert hatte.

Professor Palmer zwinkerte. Dann schüttelte er den Kopf. Er wollte realistisch sein und sich auf keinen Fall verrückt machen lassen.

Was nicht sein konnte, das durfte auch nicht sein. Alles war nicht real, nicht substantiell, es mochte daran liegen, dass er in der letzten Zeit einfach zu viel gearbeitet hatte und sich dementsprechend matt fühlte. Er brauchte Ruhe, Urlaub, Entspannung. Auf eine einsame Insel fliegen oder sich in das Landhaus verkriechen, wobei er das Telefon abstellte, weil er für keinen erreichbar sein wollte.

Das alles wäre eine Möglichkeit gewesen, und Palmer dachte darüber nach, als er zu seinem Fahrzeug schritt. Es stand noch so am Straßenrand, wie er es verlassen hatte. Linker Hand sah er die Abfahrt der Autobahn. Auch jetzt fuhren die Fahrzeuge in einer Schlange der normalen Straße entgegen. Dicht an dicht, die Scheinwerfer sandten kalte, helle Botschaften, bevor sie sich an der Einmündung nach links oder auch nach rechts verabschiedeten.

Schwach zeichneten sich die Umrisse der Limousine durch das

eingeschaltete Scheinwerferlicht ab. Es war ein völlig normales Auto, ein Fabrikat aus Germany, doch ihm kam es jetzt vor, als wäre es von außerirdischen Besuchern zurückgelassen worden.

»Allmählich fange ich an zu spinnen«, sagte er zu sich selbst. »Ich muss mal vernünftig sein…«

Er ging schneller. Unter seinen Füßen war der Boden feucht und entsprechend weich. Manchmal schimmerten schmale, helle Gegenstände in einem wirren Muster. Es waren Strohreste, die aus dem dunklen Boden hervorschauten. Er stieg über die Buckel hinweg oder drückte sie ein, und der breite Graben vor ihm strahlte eine regelrechte Düsternis ab, über die er sich erschreckte.

Obwohl die Geräusche der fahrenden Wagen über das Feld an seine Ohren klangen, fühlte er sich allein gelassen. Er tappte durch eine dichte Stille, und sein eigener Wagen kam ihm beinahe vor wie ein Fremdkörper.

Er blieb stehen.

Ihn und das Fahrzeug trennte nur der Graben. Ein Sprung, ein etwas größerer Schritt, und er hatte die Distanz überwunden. Dennoch zögerte er. Die Aufgabe kam ihm plötzlich so schwer vor. Etwas hielt ihn ab. Ein Vergleich schoss ihm durch den Kopf. So musste es einem Langläufer ergehen, der vor einem kleinen Hügel stand und sich nicht traute, ihn hochzufahren. Er war kein Langläufer und auch nicht durch zwei Skibretter gehindert, er stand da und brauchte nur diesen kleinen Graben zu überschreiten. Warum tue ich es denn nicht?, fragte er sich. Verdammt noch mal, was hält mich denn hier?

Nichts hielt ihn – eigentlich nichts.

Dennoch war ihm so seltsam zumute. Er spürte das Prickeln in seinem Körper. Das Blut schien sich mit Kohlensäure gefüllt zu haben, und sogar in seinem Kopf hörte er ein Rauschen. Das bin ich nicht selbst, dachte er, das ist etwas anderes. Hier hat sich die Welt verändert, hier sind Dinge gelaufen, mit denen ich nicht zurechtkomme.

Spring doch!

Er sprang nicht. Stattdessen schaute er auf seinen Wagen und kam sich wenige Augenblicke später vor wie ein Mensch, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, die Bilder des Alptraums aber nicht vergessen hatte. Er sah sie so plastisch vor sich.

Dabei hatte er keinen Alptraum gehabt. Das hier musste einfach etwas anderes sein.

Aber was?

Hinter der Scheibe im Fond entdeckte er eine Bewegung. Zuerst noch tief im Düster des Wagens vergraben, dann näher kommend, und ein heller Schatten erschien dort.

Ein Umriss…

Flatternd und zitternd – eine Materialisation? Etwas Geisterhaftes?

Ein Wesen aus einer unergründlichen Tiefe? Hatten andere Welten ihre Pforten geöffnet, um es hereinzulassen?

War es ein Gesicht?

Der Mann stöhnte auf, denn dieser helle Umriss verließ den Hintergrund des Wagens, um näher an die Scheibe heranzukommen, und er konnte ihn auch besser identifizieren.

Es war ein Gesicht!

Der Professor schluckte noch stärker, als er sah, dass es das Gesicht einer Frau war. Über seinen Rücken rann ein eisiger Schauer, denn dieses Gesicht war ihm nicht unbekannt. Er hatte es schon oft gesehen, sogar an diesem Tage.

Da saß Diondra Mayne!

Er wollte sich an den Kopf fassen, konnte sich nicht bewegen. Das war unmöglich, verdammt. Wie sollte Diondra in seinen Wagen gelangt sein? Erlebte er wieder eine Vision?

Das Gesicht näherte sich der Scheibe so weit, dass es für ihn aussah, als würde es innen am Glas kleben und durch den Widerstand in die Breite gedrückt werden. Er sah die Augen, die Nase, den Mund, und all die Gesichtsteile zeigten schreckliche Deformationen.

Haufen von Klumpen, die sich dann wieder von der Scheibe lösten und sich zum Gesicht der jungen Frau neu formten.

Doch etwas hatte sich verändert.

Eine dunkle Flüssigkeit umgab die Lippen. Sie verteilte sich am Mund wie Teer, der allerdings sehr weich war.

Der Professor fiel wieder zurück in die Erinnerung. Er dachte an seine erste Vision. Da hatte er auch etwas Dunkles gesehen, nur war dies kein Teer gewesen, sondern Blut.

Der Mund des Gesichts verzog sich in die Breite. Vielleicht wollte es dem Mann zulächeln, doch es wurde nicht mehr als ein abstoßendes Grinsen daraus.

Der Professor schüttelte, sich. Seine Hände waren schweißfeucht geworden. Er hatte das Gefühl, dass ihm ein Dämon aus den tiefen Untiefen der Hölle einen Besuch abgestattet und sich dabei in Diondra verwandelt hatte, gerade in sie, weil sie eben eine Person war, die ihn auch seelisch beschäftigte. So war es dann zu dieser Halluzination gekommen. Seine Gedanken kreisten eben um diese eine Person, es gab nur sie und keine andere. Deshalb war dieses Bild entstanden. Seine eigene Phantasie musste es dorthin projiziert haben.

Es gibt kein größeres Leid als das, das sich der Mensch selbst antut, dachte er und versuchte so, sein Entsetzen und auch die eisige Starre zu lösen.

Es gelang ihm auch, allerdings erst, als das Gesicht wieder verschwunden war. Es war auch nicht weggetaucht, sondern hatte sich

eben einfach aufgelöst.

Der Professor stand unbeweglich auf dem Fleck. Zum ersten Mal seit langem nahm er seine Umgebung wieder wahr. Er spürte den Wind, er merkte etwas von der Kälte, die seine Finger hatte steif werden lassen, und er konnte sich auch wieder bewegen.

Palmer sank in den Knien etwas ein. Die Gegenbewegung setzte er um in einen Sprung und hatte den Graben so überwunden. Dicht neben seinem Fahrzeug blieb er stehen, beide Hände noch gegen die Karosserie gestützt und abwartend.

Kam die Erscheinung zurück?

Er schaute durch die abgedunkelten Scheiben in den Mercedes hinein und sah ihn leer.

Palmer lachte. Urplötzlich brach das Gelächter aus ihm heraus.

Die Halluzination war endlich verschwunden, er konnte wieder frei durchatmen, er spürte in seinem Kopf das Gefühl der Klarheit, denn die dichten Wolken waren verschwunden.

Der Professor löste die Zentralverriegelung und zog die Fahrertür auf. Er hatte an der rechten Straßenseite gehalten. Gern wäre er in die Wärme des Autos gestiegen, als ihm etwas einfiel. Aus seiner gebückten Haltung zog er sich zurück, ließ die Fahrertür offen. Die Innenbeleuchtung brannte weiter, und er ging nur einen kleinen Schritt zurück, um die Fondtür zu erreichen.

Hinter ihrem Glas hatte er das Gesicht gesehen.

Es war nicht mehr da, dafür allerdings war auf der Fensterscheibe etwas zurückgeblieben.

Es war dunkel, ein Fleck, leicht verlaufen.

Als er die Tür aufriss, drang über seine Lippen ein Schrei. Nicht schrill, doch von Angst und auch Verzweiflung gezeichnet. Die Erklärung der Halluzination brach bei ihm zusammen wie ein Kartenhaus. Das Licht reichte aus, um zu erkennen, was da von innen an der Scheibe klebte und allmählich nach unten rann.

Es war Blut!

***

Als Sir James und ich auf den bewachten Parkplatz gefahren worden waren und ausstiegen, da kam mir in den Sinn, meinen Chef an etwas zu erinnern. »Wenn Suko schon den zweiten Mann im Hintergrund spielt, dann hätte ich ihn gern dabeigehabt.«

Sir James drückte seinen Hut fester und schüttelte den Kopf.

»Nein, John, wir werden uns offiziell an die Vorgaben halten.«

»Aha.«

Er sprach weiter. »Die besagen nämlich, dass nur eine Person abgestellt werden soll, obwohl ich es auch nicht für gut halte, doch es gibt Dinge, denen auch ich mich fügen muss, weil bestimmte

Menschen hervorragende Beziehungen unterhalten und diese ausnützen wie ein Staatsgeheimnis.«

»Verstehe, Sir. Diese Diondra Mayne ist so etwas wie ein Staatsgeheimnis.«

»Wenn Sie so wollen – ja.«

»Ich bin gespannt.«

»Sie werden diese Dame heute noch nicht zu Gesicht bekommen. Man wird Sie nur in einige Details einweihen.«

Die sollte ich im Firmensitz oder in der Zentrale des Phönix-Konzerns erhalten. Und zwar vom Vorstand persönlich, einem Mann namens Sir Anthony Rowles.

Der Konzern hatte Geld, der Konzern verdiente Geld. Das war schon an der Außenseite des hohen Gebäudes zu erkennen, einem gewaltigen Bau, der in den Himmel ragte wie ein schlanker kantiger Turm aus Metall und spiegelndem Glas. Der Bau stand nicht weit von der Themse entfernt.

Wir waren auf den Parkplatz gefahren, und sogar ihn hatte man überdacht. Wellenartige Kunststoffdächer breiteten sich über unseren Köpfen aus und hielten den Regen ab. In den Rillen und Mulden hatten sich Pfützen gebildet, die manchmal wie breite Augen schimmerten und auf uns herabschauten.

Die breite Eingangstür an der Rückseite öffnete sich automatisch, die Halle beeindruckte nicht allein wegen ihrer Größe, sondern auch wegen der kostbaren Materialien, die beim Bau verwendet worden waren. Viel Marmor, aber auch Holz und Teppiche. Das alles beleuchtet von einem sehr weichen Licht. Es fiel aus Lampen, die wie schwebende Ufos aussahen.

Die Anmeldung hätte auch der Rezeption eines Luxus-Hotels zur Ehre gereicht, und die dort arbeitenden Angestellten ebenfalls. Zwei junge Damen, ein Mann, und sie sahen aus, als wären sie die glücklichsten Menschen der Welt. Reklametypen, wie sie gern in den Werbefilmen zur Schau gestellt wurden.

Das Lächeln war perfekt, und zur Begrüßung lächelten auch die Augen mit. Während Sir James die Sache erledigte, hatte ich mich umgedreht und schaute mich um.

Im Hintergrund standen mehrere Männer in grauen Anzügen. Sie waren so gut verteilt, dass es eigentlich nur Aufpasser sein konnten.

Der Phönix-Konzern schien tatsächlich etwas Bedeutendes zu sein.

Natürlich hatte ich schon von ihm gehört, aber wo er überall mitmischte, war mir nicht bekannt. Ich war kein Ökonom, mich interessierte anderes.

In den jungen Mann an der Anmeldung kam Bewegung, als er Sir James' Namen hörte.

Er flitzte herbei und erklärte, dass Sir Anthony uns bereits erwartete.

»Darf ich dann vorgehen?«, erkundigte er sich beflissen.

Er durfte.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, zu den normalen vier Lifts geführt zu werden, aber wir bestiegen einen separaten Aufzug, der einzig und allein bis in die Direktionsetage hochführte, und die lag in der letzten Etage.

Die Kabine schaffte uns schnell hoch. Der Angestellte war perfekt gekleidet, blauer Blazer, weißes Hemd, Streifenkrawatte, dazu eine graue Hose mit scharfer Bügelfalte. Das blonde Haar war sorgfältig frisiert, und auf seinem Gesicht entdeckte ich kein einziges Barthaar.

Er lächelte uns an, sagte aber nichts. Es dauerte nicht lange, bis wir das Ziel erreicht hatten.

»Nach Ihnen bitte«, sagte der junge Mann. Er entließ uns, und wir betraten ein Vorzimmer – oder soll ich sagen Großraumbüro, denn es saßen dort einige junge Damen an ihren Schreibtischen und tippten die Briefe oder telefonierten.

Man nahm von uns kaum Notiz, als wir den Raum durchquerten.

Uns wurde eine mattweiß gestrichene Tür geöffnet, und wir betraten so etwas wie das Allerheiligste. Ein Kaum, der mit einem rehbraunen Teppichboden belegt war, dessen Fenster den wunderbaren Blick über London zuließen, den sich so mancher wünschte, zwei Sekretäre, eine Sekretärin und eine Flügeltür, die offen stand, damit wir endlich in das Allerheiligste schauen konnten.

Dort saß der Chef!

Man meldete uns noch an, doch der Mann, der sich hinter seinem Schreibtisch erhob, winkte ab.

Ich hatte Mühe, mir ein Lächeln zu verbeißen, denn einen Manager stellte man sich normalerweise anders vor. Dieser Mann nahm kaum an Größe zu, als er sich hinter seinem Schreibtisch erhob. Er war klein, sein Kopf leuchtete, denn die Glatze schien er jeden Morgen zu polieren.

Sir Anthony Rowles steckte in einem blauen Maßanzug. Sein Lächeln war breit, und über den Lippen wuchs eine Nase, deren untere Ränder weit vom Knochen abstanden, so dass sich ziemlich große Nasenlöcher gebildet hatten. Mir kam es vor, als könnte dieser Mann den Profit oder das Geld schnüffeln.

Die Stirn war hoch und breit, auch bedingt durch den kahlen Kopf. Aber zwischen ihr und der Nase gab es noch die Augen, und darauf richtete sich mein Blick.

Die Brauen fehlten fast völlig, so dass jeder wohl in seine Pupillen schaute. Sie waren kalt, beobachtend, auch berechnend, nicht gerade gefühllos, aber dieser Blick sagte mir, dass dieser Mann genau wusste, was er tat. Der überließ nichts dem Zufall, der war top und ließ sich so leicht nichts vormachen.

»Ich habe mir erlaubt anzuordnen, dass wir in den folgenden Minuten oder auch Stunden nicht gestört werden, Gentlemen. Falls Sie irgendwelche Wünsche haben, lassen Sie es mich wissen.« Er deutete auf eine Stilgruppe aus weichem lindgrünem Leder, in der wir schließlich versanken.

Mir war aufgefallen, dass er zwar Sir James herzlich begrüßt, mich aber nur mit einem leichten Kopfnicken abgespeist hatte. Ich schätzte ihn deswegen als ziemlich arrogant ein, aber er zeigte trotzdem Interesse für mich, denn er schaute mich an, als wir uns gegenübersaßen und die Mitarbeiterin erschien, um frischen Kaffee zu bringen.

Sir James bekam ein Stilles Wasser, ich einen Kaffee, und ich stand noch immer unter Kontrolle.

»Habe ich etwas an mir, Sir?«, fragte ich.

Rowles schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht, gar nicht.« Er lächelte. »Ich denke nur darüber nach, ob Sie der richtige Mann für diese Aufgabe sind.«

Ich hob meine Hände. »Sollten Sie einen Besseren kennen, Sir, bin ich gern bereit, dies zu akzeptieren.«

»Nein, nein, schon gut.«

»Er ist für den Job am besten geeignet«, stand Sir James mir bei.

»Natürlich, ich weiß doch, dass ich mich auf Sie verlassen kann. Aber die Aufgabe ist nicht ganz einfach. Sie erfordert ein besonderes Fingerspitzengefühl.«

»Als Leibwächter«, sagte ich.

Sir Anthony schaute mich böse und erstaunt zu gleich an. »Leibwächter, Mr. Sinclair, ich bitte Sie. Das können Sie nicht so sagen. Als Leibwache sind andere zuständig.«

»Die Sie für die betreffende Person auch haben?«

»Natürlich.«

»Was soll ich dann bei ihr?«

Er probierte den Kaffee, war zufrieden und kam danach wieder zurück zum Thema. »Ich werde bei dem Begriff Leibwächter bleiben, obwohl er mir nicht so recht gefällt. Haben Sie, Mr. Sinclair, schon einmal ein Genie bewacht?«

Ich räusperte mich. »Wie bitte?«

»Ein Genie.«

Ich schaute Sir James an. Er gab mir keine Hilfe. »Nun ja, es kommt darauf an, was Sie unter einem Genie verstehen«, begann ich, »möglicherweise haben wir verschiedene Ansichten.«

»Teilen Sie mir die Ihre mit.«

»Wissen Sie, Sir, ich denke an relativ einfache Dinge. Wer heutzutage als Mutter mehrere Kinder großzieht, der ist für mich schon ein Genie, denn er muss ungefähr zwanzig Berufe ausüben.«

Das hatte ihm nicht geschmeckt. Rowles verzog das Gesicht, als hätte er statt seines Kaffees nur Essig getrunken. »Ja«, gab er zu, »da haben wir tatsächlich verschieden Ansichten.«

Ich hob die Schultern. »Das dachte ich mir. Aber teilen Sie mir bitte mit, was Sie unter einem Genie verstehen?«

»Gern. Sie haben ein derartiges Genie zu beschützen. Es arbeitet für uns.«

»Diondra Mayne.«

»Genau, sie ist das Genie. Sie ist ein mathematisches Wunderkind. Sie ist besser als Computer und Wissenschaftler. Ich traf sie zufällig und habe sie vor knapp einem halben Jahr in diesen Konzern geholt. Sie hat hier ihre eigene Welt, sie kann völlig allein arbeiten. Für sie haben wir eine neue Abteilung geschaffen.«

»Welche?«

»Trendforschung.«

Ich verzog die Lippen. »Das ist ein sehr weiter Begriff, Sir Anthony. Können Sie ihn mir erläutern?«

»Ich will es versuchen. Wir stehen auf dem Sprung zur Jahrtausendwende, und die Geschichte lehrt uns, dass in den letzten Jahren eines ausgehenden Jahrhunderts immer etwas Besonderes passiert. Das ist wohl auch in diesem zwanzigsten Jahrhundert nicht anders. Denken Sie nur an die Veränderungen im Osten oder auf dem Balkan, auch Deutschland wuchs wieder zusammen, aber das sind Tatsachen, die ich nur am Rande streifen möchte. Mich als Chef dieses Konzerns, der ich nur meinen Aktionären gegenüber verantwortlich bin, muss natürlich die Zukunft interessieren. Ich will wissen, wie es weitergeht, wie die Absatzchancen sich entwickeln, ob wir in den Osten hineinkönnen, wie sich die Menschen verhalten, ich muss also unzählige Informationen sammeln, um sie später zu einem Bild zusammenfügen zu können.«

»Das ist mir klar, aber das machen nicht Sie.«

»Exakt. Ich habe dafür Diondra eingestellt.« Er leerte seine Tasse und schaute auf seine zusammengelegten Handflächen, die auf seinen Knien einen Platz gefunden hatten. »Diondra Mayne ist unser Garant für die Zukunft. An sie gehen praktisch alle Informationen über den Zeitgeist, über das Verhalten der Menschen, über politische und soziologische Entwicklungen, über Umbrüche in den Ländern der Dritten Welt, die ja die Märkte der Zukunft sein sollen…«

»Vorausgesetzt, man beutet sie nicht aus«, sagte ich, wofür ich mir einen strafenden Blick meines Chefs einfing, aber Sir Anthony ließ sich nicht beirren.

»Wie dem auch sei, wir brauchen diese Informationen, wir kriegen sie auch, aber damit ist das Puzzle nicht zusammengesetzt. Jetzt muss gerechnet und probiert werden. Analysen werden erstellt, die

Informationen verdoppeln oder verdreifachen sich noch einmal, und um da das Gleichgewicht zu halten, habe ich diese junge Frau eingestellt, dieses Genie, vor dem ich mehr als Hochachtung habe. Sie schafft es, wenn es einer schafft, dann sie, denn sie ist einmalig, wir mir einige Professoren bestätigt haben, die Tests mit ihr durchführen.« Er schüttelte den blanken Kopf. »Diese Frau muss ein Riesenhirn haben. Was sich darin abspielt, ist unvorstellbar komplex.« Er strich sich über seinen Nasenrücken. »Aber mir kommt es letztendlich auf den Erfolg an, und den möchte ich nicht gefährdet sehen.«

»Was aber nicht sicher ist.«

»Eben.« Er hob die Kanne an und schenkte Kaffee ein. Noch während der braune Strahl lief, sprach er weiter. »Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass es sich herumgesprochen hat, *welchen* Fisch wir an der Angel haben, Sie verstehen?« Er stellte die Kanne wieder auf den kleinen Beistelltisch.

»Konkurrenz?«

»Ja.«

»Wer?«

Sir Anthony hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich könnte Ihnen jetzt einige Konzerne aufzählen, aber das ist es wohl nicht.«

»Haben Sie mit Diondra darüber gesprochen?«

Sir Anthony lachte. Es klang wie ein Bellen. »Sie sprach mit mir darüber.«

»Wieso?«

»Sie kam zu mir. Sie fühlte sich bedroht. Sie hat mich erst auf den Gedanken gebracht.«

»Können Sie da konkreter werden?«

»Nein.«

»Das ist schlecht«, sagte ich.

Er wehrte sich. »Es liegt nicht an mir, Sinclair, sondern an Diondra.«

»Warum an ihr?«

»Sie wollte sich nicht äußern. Ich habe sie gebeten, konkret zu werden, aber selbst das verweigerte sie. Ich fragte mehrmals nach, schließlich gab sie mir eine Antwort, die mich erschütterte. Sie passte einfach nicht in mein Weltbild, denn sie hatte etwas zu tun mit… nun ja … ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.« Er suchte nach Worten. »Mit etwas Übersinnlichem.«

»Das bringt mich noch nicht weiter, Sir Anthony.«

»Kann ich mir denken. Sie brachte den Begriff Mächte aus der Vergangenheit mit ins Spiel.«

»Sonst nichts?«

»Nein.«

»Haben Sie nicht nachgehakt?«

»Ein wenig schon, aber Diondra konnte sich nicht artikulieren. Sie

schien mir nicht sicher zu sein.«

Sir James gestattete sich ein Räuspern. Danach legte er seine Stirn in Falten. »Das ist natürlich etwas wenig, Anthony. Sie hätten schon nachhaken sollen.«

»Ja, das sehe ich ein, aber mir geht oder ging es doch um andere Dinge. Ich bin Manager, kein Spiritist.«

»Das bin ich auch nicht«, sagte ich, »aber ich brauche gewisse Informationen. Wenn ich Ihr Genie beschützen soll, stehe ich da wie jemand, der nichts weiß.«

»Stimmt. Das ist keine gute Ausgangsposition.«

»Schön, dass Sie es einsehen.«

»Was soll ich denn machen?« Er schaute Sir James und mich an.

»Ich kann Diondra Mayne nicht zwingen, den Mund aufzutun. Wenn sie nichts sagen will, muss ich das akzeptieren. Sie ist sowieso anders als andere Menschen, Mr. Sinclair.«

»Wie anders?«

Aus einer Kiste, deren Deckel mit Blattgold überzogen war, holte er ein dünnes Zigarillo, entzündete es mit einem ebenfalls goldenen Feuerzeug und blies den Rauch gegen die Decke. »Wenn ich es positiv ausdrücken soll, würde ich sagen, dass diese Person ein sehr introvertierter Mensch ist, Mr. Sinclair.«

»Verschlossen?«

»Das auch.«

»Aber sie hat bei Ihnen angefangen. Sie haben Diondra eingestellt. Wie haben Sie es geschafft, sie zu überreden? Wo lernten Sie diese Person kennen?«

»Im Urlaub.« Er lächelte. »Sie war plötzlich da. Ich befand mich in Sardinien, und sie tauchte auf. In einem kleinen Lokal am Strand. Sie saß am Nebentisch und schaute zu mir. Sehr oft und sehr lange. Dann erklärte sie mir, dass ich ein besonderer Mann wäre.«

»Ach – das musste sie?«

Er störte sich nicht an meinem amüsierten Lächeln. »Anscheinend schon. Sie sagte mir auf den Kopf zu, dass ich Verantwortung zu tragen habe und sehr darüber nachdenke, weil die wirtschaftliche Lage in den Industrieländern nicht eben zum Besten steht. Wir kamen ins Gespräch, wir redeten eine ganze Nacht, und ich konnte nur mehr staunen über diese junge Frau. Schon damals fiel mir auf, wie gut sie war,, und auch die Note sehr gut reichte nicht aus. Für mich war sie genial.«

»Worauf Sie ihr das Angebot machten?«

»Ja.«

»Seitdem arbeitet sie hier.«

Er nickte. »Und ich habe sie einem befreundeten Professor überlassen, den ich noch aus alten Studienzeiten her kenne. Er ist ein

hervorragender Mathematiker, heißt Robert Palmer und hat sich sehr intensiv mit ihr beschäftigt.«

»Dann muss er doch etwas herausbekommen haben, Anthony«, rief Sir James.

»Natürlich, das hat er auch. Er war von ihr begeistert, er hat mich bestätigt, denn auch für ihn war diese Person ein Genie.«

»Kommen wir auf die Bedrohung zurück.«

»Tut mir Leid, James. Dabei konnte mir selbst ein Professor Palmer nicht helfen. Sie hat sich ihm gegenüber nicht geöffnet, sie blieb verschlossen, introvertiert, ja, er fügte sogar noch den Begriff rätselhaft hinzu. Sie aber hat mir erklärt, dass die Bedrohung stärker würde. Sie sprach auch von Schatten der Vergangenheit, aber sie redete niemals von der wirtschaftlichen Konkurrenz. Deshalb habe ich auch keine Detektive engagiert. Das hätte keinen Sinn gehabt, denn ich bin der Meinung, dass sie es hier mit Feinden zu tun hat… die … sie …«, er suchte wieder nach Worten, und Sir James stand ihm diesmal bei.

»Die eben anders sind.«

»Ja, so ist es. Ganz anders. Deshalb habe ich mich ja an Sie gewandt, James. Ich kenne Ihren Beruf, ich weiß, dass Sie eine bestimmte Abteilung leiten und damit auch große Erfolge erzielt haben. Ich möchte Sie bitten, meinem Plan zuzustimmen.«

Sir James drückte die Brille zurück. Er trank einen Schluck von seinem Wasser. Stille breitete sich aus, nur unterbrochen von den Schluckgeräuschen meines Chefs. »Eigentlich müssten Sie John Sinclair fragen, ob er bereit ist.«

»Moment.« Rowles wurde wieder der kalte Geschäftsmann und Pragmatiker. »Das ist sein Job.«

»Stimmt, aber in diesem Fall schon etwas privat, wenn ich Ihnen helfe. Sie müssen davon ausgehen, dass bisher nichts vorgefallen ist. Rein auf einen Verdacht hin können wir an und für sich nicht tätig werden. Das sollte man schon bedenken.«

»Verdammt!« Er schluckte. »Muss denn das Kind erst in den Brunnen fallen?«

»Leider ja. Wenn Diondra Mayne eine echte Bedrohung erlebt hätte, für die sich unsere Abteilung interessieren muss, wäre das etwas anderes. Wie ich hörte, ist das nicht der Fall.«

»So muss man es leider sagen. Bisher ist es nur ein Verdacht gewesen. Beweise fehlen. Hätte es sie gegeben, James, wäre Diondra möglicherweise nicht mehr am Leben.«

»Das ist auch möglich.«

Sir Anthony Rowles schaute mich an. »Was ist mit Ihnen, Mr. Sinclair? Stimmen Sie mir zu?«

Ich räusperte mich. »Sie meinen, ob ich bereit bin, diesen Fall zu

übernehmen?«

»Ja!«

»Das kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Ich brauche noch mehr Einzelheiten. Was ich bisher gehört habe, reicht mir nicht.«

Er wies mit dem glühenden Aschenende des Zigarillos auf mich.

»Jetzt sollten Sie konkreter werden und mir Ihre Vorstellungen darlegen.«

»Das will ich gern tun, werde aber noch theoretisieren. Sie haben sich also vorgestellt, dass ich mich hier in das Büro Ihrer besten Mitarbeiterin setze und sie nicht aus den Augen lasse?«

Zum ersten Mal lachte der Mann, und es klang ehrlich. »Um Himmels willen, wer hat Ihnen denn das gesagt?«

»Es wäre für mich logisch gewesen, wenn auch langweilig.«

»Kann ich mir denken, würde ich Ihnen aber nicht zumuten. Nein, das wird nicht geschehen.«

»Sondern?«

»Unsere Firma hat ein altes Landhaus im Süden gekauft. Es liegt westlich von Brighton. Es steht sehr einsam in einem uns ebenfalls gehörenden Waldgelände. Dort haben wir Diondra Mayne untergebracht. Sie fühlt sich dort sehr wohl, sie ist durch modernste Kommunikationsmittel mit uns hier verbunden. Sie bekommt auf diese Weise auch unsere Informationen zugesandt. Es gibt zudem eine direkte Leitung, die sie mit mir verbindet, ansonsten aber ist sie einsam.«

»Ganz allein?«

»Nein, das nicht. Da wäre sie ja eine ideale Beute für die Konkurrenz. Es sind schon Menschen in der Nähe. Eine Frau, die kocht und sich sonst um sie kümmert, und auch mehrere Leibwächter.«

»Dann wäre ich beinahe überflüssig.«

»Sehr richtig – beinahe, aber Sie sind es nicht. Sie müssen sich um die andere Bedrohung kümmern, die wohl nichts mit der Abwerbung zu tun hat. Jedenfalls würde ich dafür nicht die Konkurrenz verantwortlich machen, denke ich.«

»Wenn Sie es so sehen, okay.«

»Nur so kann man es sehen.« Er schaute mich gespannt an. »Ich hätte Ihnen gern ein Honorar geboten, aber…«

»Sorry, ich bin Polizist. Ich hätte nur noch Fragen, die die Sicherheit angehen. Ist da etwas unternommen worden? Wird das Gelände elektronisch bewacht? Haben Sie Kameras aufstellen lassen, die…?«

»Ja, die gibt es. Im Keller des Hauses befindet sich die Zentrale. Dort stehen vier Monitore, nicht gerade viel für ein derartiges Gebäude, aber immerhin.«

»Mehr nicht?«
»Nein.«
»Das ist nicht gut.«
»Ich weiß es, Mr. Sinclair. Ich hätte es auch längst geändert, wenn ich früher von der Bedrohung erfahren hätte.«
»Wann könnte ich meinen Job antreten?«
»Sofort.«
Ich grinste schief. »Sagen wir heute. Da ist noch etwas. Wie heißt die Frau, die Diondra unterstützt?«
»Gilde Moore.«
»Schön. Sie vertrauen ihr?«
»Ja.« Jetzt grinste er. »Sofern man einem fremden Menschen überhaupt vertrauen kann. Ich habe allerdings noch keine Beschwerden vernommen.«
»Das ist gut. Die Namen der Leibwächter werde ich herausfinden. Allerdings muss ich Ihnen sagen, dass ich für einen Erfolg nicht garantieren kann, Sir Anthony. Sollte ich das Gefühl haben und auch Beweise dafür finden, dass alles ein Hirngespinst Ihres Schützlings ist, werde ich die Arbeit augenblicklich abbrechen.«
»Das steht Ihnen natürlich frei.«
»Gut, das wäre dann alles.« Ich stand auf und war froh darüber, die sitzende Haltung verlassen zu können.
»Im Sekretariat vorn bekommen Sie dann all die Unterlagen, die Sie benötigen werden.«
»Danke.«
Zum Abschied gab auch mir Sir Anthony Rowles die Hand, obwohl ich nicht scharf darauf war. Während ich sein großes Büro verließ und noch einmal die Aussicht genoss, es hatte inzwischen aufgeklart, redete Sir James mit seinem Bekannten. Im Vorzimmer wandte ich mich an die Sekretärin, die perfekt reagierte, denn sie reichte mir den Umschlag. Ihre Finger lagen auf der Papiertüte, und die Nägel sahen aus, als bestünden sie aus Blut.
»Bitte sehr, Sir.«
Ich nahm den Umschlag an mich, ohne ihn zu öffnen. »Kennen Sie eigentlich Diondra Mayne?«
Durch die Nase holte die perfekte, ungefähr vierzigjährige Person Luft. »Nein, Sir, ich kenne sie nicht.«
»Aber Sie haben von ihr gehört?«
»Das ist möglich.«
Ich lächelte. Wer sich so verschlossen zeigte, hatte von seinem Chef einen Maulkorb verordnet bekommen. Ich wedelte ihr mit der Tüte zu, als ich Sir James kommen sah. »Nichts für ungut, Madam. Vielleicht sehen wir uns noch.«
Sie schaute mich eisig an und hätte mich sicherlich in die tiefste

Hölle gewünscht. Dass sich jemand so locker gab wie ich, war man hier nicht gewohnt.

Die Fahrt nach unten verlief schweigend. Erst als wir ausstiegen, atmete ich aus.

»Was haben Sie, John?«

»Es wäre schlimm für mich, hier arbeiten zu müssen.«

»Warum?«

»Die Atmosphäre ist kalt wie Gletschereis.«

»Dann ist Ihnen Ihr Büro lieber?«

»Und ob.«

»Mir auch, John, mir auch…«

***

In diesem Büro saßen wir sehr bald zusammen. Sir James zog seinen Mantel aus, hängte den Hut ebenfalls pedantisch auf und strich noch mit dem Handrücken über den Filz. Er brauchte Zeit, um nachdenken zu können, während ich schon meinen Platz eingenommen hatte, tief durchatmete und daran dachte, dass der Ausblick über London zwar nicht so imposant war, dafür jedoch saß ich in einer menschlichen Umgebung, was mir besser gefiel als das modernste Design, wo Menschen zu reinen Funktionsträgern degradiert wurden. In diesen Räumen bekam ich stets leichte Beklemmungen, da kam es mir vor, als würde die Kaffeemaschine unter den strengen Blicken der oft so perfekt wirkenden Chefsekretärinnen die braune Brühe selbst kochen.

Als Sir James sich hinter seinen alten Schreibtisch setzte, da lächelte er. »Es ist ein gutes Gefühl, John«, sagte er und legte zwei Bleistifte ordentlich zurecht.

»Das können Sie sagen.«

Nach einem leisen Klopfen öffnete sich die Tür. Suko erschien. Er nickte zur Begrüßung und schaute mich an. »Na, du komischer Leibwächter, Erfolg gehabt?«

»Weiß ich noch nicht.«

Er setzte sich. »Wie sieht sie denn aus?«

»Woher soll ich das wissen?«

Mein Freund verdrehte die Augen. »Ich dachte an Whitney Houston.«

»Nur wenn ich Kevin Kostner bin.«

Er blickte mich von Kopf bis Fuß an. »Da müsstest du dich aber noch verwandeln.«

»Mal sehen.«

Sir James nahm den Bleistift und klopfte mit dem stumpfen Ende gegen das Holz. »So, nachdem wir uns wieder an das Büro gewöhnt haben, können wir zur Sache kommen.«

Suko runzelte die Stirn und schaute mich erstaunt an. Ich aber grinste nur und überließ Sir James weiterhin das Wort. »Es geht

eigentlich um Sie, Suko.«

»Ich höre.«

»Sie sind der Trumpf im Hintergrund und versuchen, möglichst noch nicht in Erscheinung zu treten. Niemand außer uns weiß von Ihnen, Sie werden per Sprechfunk mit John in Verbindung bleiben können, und Sie werden dafür sorgen müssen, dass Sie nicht als unfreiwilliger TV-Star über die Bildschirme irgendwelcher Monitore geistern.«

Suko verstand nur Bahnhof, und so sah er auch aus. Ihm waren einige Gesichtszüge entgleist. »Tja, ich habe es gehört, allein mir fehlt da etwas.«

»Das wird Ihnen John sagen.«

Immer auf die Kleinen, dachte ich, tat aber meine Pflicht und weihte Suko ein.

Sein Erstaunen verschwand nicht. Es wuchs sogar noch an. »Da hast du zugesagt, John?«

»Es ging nicht anders«, stand mir Sir James bei. Er legte seine Stirn in Bretterfalten, wahrscheinlich ärgerte er sich ebenfalls darüber.

»Suko, Sie müssen in diesem Fall von gewissen Sachzwängen ausgehen, denen auch wir leider unterliegen. Das ist zwar nicht so stark wie bei manchen Parteien, aber ich konnte mich nicht herauswinden, denn der Befehl kam von ganz oben. Sir Anthony Rowles ist in der englischen Wirtschaft ein sehr bedeutender Mann und hat selbstverständlich die entsprechenden Verbindungen. Es wäre unklug gewesen, abzulehnen, ich hätte das begründen müssen, was mir nicht leicht gefallen wäre, deshalb mussten wir zusagen, und wahrscheinlich wird es auch nicht so schlimm.« Er beugte sich vor und schob die aufgestemmten Ellenbogen ebenfalls weiter. »Sollten sich jedoch gewisse Dinge bewahrheiten, können wir froh sein, wenn wir in der Nähe sind. Ob diese Diondra ein unheimliches Genie ist, wie angenommen wird, kann ich nicht beurteilen. Ich kenne sie nicht, ich habe diese Bezeichnung nur übernommen.«

»Aber es liegt keine direkte körperliche Bedrohung bei ihr vor?«, fragte Suko.

»Nein. Das jedenfalls nehmen wir an. Sie allein ist der Ansicht, dass es Kräfte oder auch Mächte gibt, die an sie heranwollen und sie deshalb bedrohen.«

»Welche das sind, weiß wohl niemand.«

»Stimmt.«

»Vielleicht nicht einmal Diondra selbst«, sagte ich. »Auch mir ist das alles viel zu schwammig. Wenn da nicht mal jemand die eigene Suppe kocht und sich dabei auf unsere Kosten sanieren will.«

Sir James schaute mich aus seinen großen Augen an. »An wen haben Sie denn da gedacht, John?«

Ich verzog die Lippen. »Sir Anthony ist mir nicht sympathisch.«

Der Superintendent widersprach nicht. »Wie kommen Sie gerade auf ihn, John?«

»Er leitet einen mächtigen Weltkonzern, aber können nicht auch Konzerne wanken?«

»Natürlich.«

»Man sollte sich Bilanzen anschauen.«

»Dafür liegt kein Grund vor.«

»Ich denke«, sagte Suko, »dass Johns Bemerkungen doch auf die Konkurrenz hinzielen. Vielleicht will dieser Sir Anthony, dass diese Konkurrenzler dann in eine Falle laufen, die wir ihnen aufgestellt haben. Macht sich doch gut in der Presse. Besonders dann, wenn es ausländische Neider sind. Wäre zu überlegen.«

Sir James nickte ihm zu. »Das werde ich wohl auch machen, aber es hat nichts mit Ihrer Aufgabe zu tun. Ich muss, wenn ich es tue, ebenso vorsichtig zu Werke gehen wie Sie. Es darf nichts auffallen, Sie beide aber werden sich um Diondra Mayne kümmern, dieses Genie, wie Sir Anthony nicht oft genug betonen konnte.«

»Auf die bin ich gespannt«, sagte Suko. »Kannst mir nicht mal ein Foto von ihr zeigen, John?«

»Ich habe keines.«

»Ha, das gibt es doch nicht.« Er schlug mir auf die Schulter. »Du bist mir vielleicht ein Leibwächter. Du weißt nicht, wie dein Schützling aussieht.«

»Man kann John die Schuld nicht geben«, sagte unser Chef. »Ich hatte nach einem Foto gefragt. Es gibt keine Aufnahme von ihr. Die besitzt nichts dergleichen. Sie hat es auch nicht gewollt, verstehen Sie das? Diondra will anonym bleiben. Vor allem möchte sie nicht fotografiert werden. Das muss ich Ihnen sagen.«

Suko warf mir einen abschätzenden Blick zu. »Sie scheint schwierig zu sein, Alter.«

Ich schlug die Beine übereinander. »Es war mir schon immer ein Bedürfnis, mit schwierigen Personen zurechtzukommen. Wie lange kennen wir uns jetzt, mein Freund?«

»Nicht lange genug.«

Ich lachte, und auch Sir James lachte. Dabei schaute er auf die Uhr.

»Sie können fahren, wenn Sie wollen, nur nehmen Sie zwei Wagen.«

Er schaute Suko an. »Sie werden sich bestimmt auf Ihren BMW verlassen wollen, denke ich.«

»Davon können Sie ausgehen, Sir.«

»Ansonsten bleibt diese Aktion geheim. Wenn Sie telefonieren, dann mit mir.«

Das war uns klar.

Er wünschte uns noch alles Gute, und seine Stimme versickerte.

»Haben Sie etwas, Sir?«, fragte ich.

Er strich über das schüttere Haar. »Ich weiß es auch nicht genau, aber der Fall gefällt mir nicht.«
»Warum?«
Sir James hob die Schultern. »Ich will nicht sagen, dass er zu harmlos ist, aber er fängt mir einfach sehr harmlos an. Die Erfahrung lehrt uns, dass es gerade diese Fälle in sich haben und es oft ein böses Erwachen geben kann.«
Ich breitete die Arme aus. »Das will ich nicht hoffen. Und schlimmer als Asmodina und andere Teufelsweiber, denen ich bisher begegnet bin, wird auch Diondra Mayne nicht sein.«
»Ich hoffe für Sie beide, dass Sie sich nicht geirrt haben, John«, erwiderte Sir James und öffnete uns höchstpersönlich die Bürotür…

***

»Dieses Mädchen will mir nicht aus dem Sinn«, sagte Robert Palmer und schaute seine Frau dabei über den Tisch hinweg an.
Rebecca zeigte ihr typisches Lächeln. Dieses kurze Kräuseln der Lippen, als wollte sie so die Botschaft vermitteln, dass sie über alles informiert war, es allerdings nur zurückgehalten hatte. »Du hast dich doch nicht etwa verliebt?«
Palmer schaute sie entrüstet an. »Doch nicht in meinem Alter. Was denkst du von mir! Außerdem ist sie kein Typ, in die sich ein älterer Mann verlieben könnte. Ich frage mich, ob man sich in sie überhaupt verlieben kann, unabhängig vom Alter. Eigentlich sehe ich sie als Neutrum an, und so ergeht es auch den Kollegen. Für sie ist Diondra keine Frau, sondern mehr eine Rechenmaschine.«
Rebecca winkte ab. »Da hat es schon ganz andere Vorfälle gegeben«, behauptete sie. »Du hast doch von dem Sugar-Daddy Komplex schon gehört, oder nicht?«
»Ja!«, brummte er.
»Bitte.«
»Aber nicht bei mir.«
Rebecca spielte mit dem Weinglas. »Weiß man es?«, fragte sie lächelnd.
»Hör auf.«
Rebecca Palmer schüttelte den Kopf. »Hast du mir nicht mal gesagt, dass sie hier in der Nähe lebt?«
»In einem Landhaus. Es gehört dem Konzern. Vielleicht zehn Meilen östlich. Ich selbst war noch nicht da. Komisch.« Er hob die Schultern. »Dabei läge es doch so nahe. Man könnte das Haus durch eine Wanderung erreichen. Ich weiß nicht mal, wie es aussieht. Jedenfalls soll es sehr einsam in einem Park liegen.«
Rebecca machte einen Vorschlag. »Wenn sich das Wetter hält, könnten wir dem Haus doch einen Besuch abstatten. Eine kleine

Wanderung würde uns beiden gut tun.«

»Ja, das ist eine gute Idee.« Der Professor stimmte seiner Frau zu, die so ganz anders aussah als Diondra. Nicht nur, dass sie älter war, nein, sie war auch ein völlig anderer Typ. Ihr schwarzes Haar hatte sie glatt zurückgekämmt. Mal knotete sie es im Nacken zusammen, mal formte sie einen Pferdeschwanz wie an diesem Abend. Die Figur seiner Frau gefiel Robert, auch wenn sie nicht eben dem Schlankheitsideal gereichte, aber diese dürren Personen mochte er nicht. Zudem lag zu dünn nicht mehr im Trend.

Zu den dunklen Haaren passte der volle Mund, die ebenfalls dunklen Augen mit den brückenartig geschwungenen Brauen. Die Nase war leicht gebogen und unterstrich damit den südländischen Typ dieser Person. An diesem Abend trug sie ein bequemes Hauskleid. Der dunkelrote Stoff umwehte ihre Figur wie ein Vorhang.

Das Ehepaar saß im Anbau des Hauses zusammen. Er bestand fast nur aus Glas, und so hatten sie immer das Gefühl, mitten in der Natur zu sitzen, ohne deren Unbilden zu spüren.

Der Rest seiner Fahrt war gut verlaufen. Palmer hatte sich von dem Schreck auch einigermaßen erholt und war in der Lage gewesen, normal und vernünftig mit Rebecca darüber zu reden. Sie hatte ihm zugehört, das alles nach dem Essen und bei einer guten Flasche Wein, aber Lösungen konnte sie auch nicht bieten.

»Wie willst du dich in Zukunft ihr gegenüber verhalten, Robert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das ist schlecht.«

»Sicher, aber ich muss stets an diese Visionen denken, von denen die letzte ja keine war, denn ich habe das Blut tatsächlich im Wagen entdeckt.«

»Ist schwer zu glauben.«

»Natürlich.«

Rebecca hob die Brauen. »Nun ja, wie ich dich kenne, hast du sicherlich darüber nachgedacht.«

»Es fiel mir schwer.«

»Weshalb?«

Er hob die Schultern. »Zu viele Emotionen möglicherweise. Es ist für mich kaum erklärbar, aber ich habe zu dieser Person eine ungewöhnliche Beziehung.«

Rebeccas Lippen kräuselten sich wieder zu diesem spöttischen Lächeln. »Du machst mich neugierig.«

»Nicht das, was du denkst.« Palmer hatte seine Frau sehr genau beobachtet. »Nein, es ist eine völlig andere Beziehung, und ich kann nicht eben sagen, dass ich darüber glücklich bin.«

»Ein seltsamer Vergleich, Robert, das musst du mir schon zugestehen, denke ich.«

»Ja, da hast du Recht.«
»Kannst du dich denn da genauer erklären?«
»Das will ich versuchen. Es ist jedenfalls keine Beziehung wie zwischen Mann und Frau, also nichts Sexuelles. Es ist auch keine Beziehung, die man eventuell zwischen Lehrer und Student erwarten kann, also auf geistigem Gebiet, dass sich der Professor freut, wenn sein Schützling etwas Tolles geleistet hat, hier ist die Schülerin sowieso besser als ihr Lehrer. Nein, es ist etwas anderes.«
»Jetzt hast du mich neugierig gemacht, Robert.«
»Das wollte ich auch, denn möglicherweise kannst du mir einen Rat geben.«
»Ich werde es versuchen.«
»Diese Beziehung ist oder kann von ihrer Seite aus sein wie eine Klammer.« Palmer ließ die Erklärung im Raum stehen. Er sah, dass seine Frau die Stirn runzelte, bevor sie über ihr glattes Haar strich.
»Jetzt hast du mich etwas überfordert, Rob.«
»Kann sein. Ich denke selbst darüber nach. Ist es möglich, dass mich Diondra braucht?«
Rebecca griff zu den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an.
Sie musste lachen. »Ich bitte dich, das kannst du schließlich am besten beurteilen.«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Weil ich immer ins Leere greife. Es kann natürlich sein, dass sie mich braucht, doch sie hat noch nicht den richtigen Weg gefunden, um zu mir zu gelangen.«
»Wozu würde sie dich denn brauchen?«
»Tja.« Er seufzte. »Das ist natürlich schwer. Ich hatte auf der Fahrt Gelegenheit, darüber nachzudenken. Möglicherweise ist sie eine Gefangene ihres Intellekts oder ihrer Intelligenz, ihrer Begabung, ihrer Seele. Das alles kommt zusammen, bildet einen Käfig, und sie ist nicht in der Lage, ihn zu sprengen.«
»Gratuliere, Robert, du bist fast ein Psychologe.«
»Unsinn, ich dachte nur nach. Es ist doch seltsam, was mir widerfahren ist.«
»Stimmt.«
»Und es muss eine Erklärung geben.«
»Stimmt auch, nur keine rationale, denke ich.«
Der Professor überlegte. »Sondern?«
»Eine andere eben.«
»Das weiß ich auch, Rebecca. Kannst du dich da nicht etwas konkreter ausdrücken?«
Sie trank einen Schluck Boten. »Es ist nicht einfach, Rob. Du weißt, dass wir sehr verschieden sind. Du bist der Wissenschaftler, der

Realist, ich bin anders, denn ich versuche, auch hinter die Dinge zu blicken. Ich habe mich mit Parapsychologie beschäftigt, habe viel darüber gelesen, und du hast damals gelacht.«

»Sicher.«

»Heute auch noch?«

Palmer gab keine konkrete Antwort. »Du denkst also, dass andere Kräfte dahinter stecken?«

»Da bin ich mir fast sicher. Etwas ist ab- oder ausgelöst worden. Es hängt unmittelbar mit dieser jungen Frau zusammen. Sie ist nicht normal, was sie leistet, ist beinahe übermenschlich. Sie ist ein mathematisches Genie. Sie beherrscht Dinge, die einem Computer das Fürchten lehren können. Wieso, Robert?«

Er strich über seine Stirn, als könnte er so einen Gedanken festhalten. »Es ist mir ein Rätsel. Es interessiert sich jeder für sie. Diondra ist bei Phönix angestellt, das weißt du. Mein alter Freund Rowles hat sie geholt.«

»Den ich nicht mag.«

»Das spielt keine Rolle.«

»Doch!«, behauptete Rebecca. »Ich vermute stark, dass es eine Rolle spielt, Rob.«

»Und welche?«

»Kann ich dir auch sagen. Dein Freund Rowles denkt nur an das Geschäft, an den Profit. Ihn interessiert Diondra Mayne bestimmt nicht als Mensch, er will allein ihre Fähigkeiten auskosten. Er hat ihr alles gegeben, sie kann noch mehr bekommen, nur fehlt ihr eines, die menschliche Wärme. Sie sucht händeringend jemand, der sie versteht, und sie glaubt, ihn in dir gefunden zu haben. Deshalb hat sie auch den Kontakt aufgenommen, Robert.«

»Das hätte sie anders haben können.«

Rebecca lächelte nachsichtig. »Da sieht man wieder, dass du ein Mensch bist, der nur rational denken kann. Es kann ihr nicht anders möglich sein. Vielleicht schafft sie es auch nicht, über ihren eigenen Schatten zu springen. Sie kann eine Gefangene ihres eigenen Ichs sein, einer Welt, die sie sich nicht geschaffen hat. Das alles musst du mit einbeziehen. Sie kommt daraus nicht hervor. Ich denke, dass sie alles andere als glücklich ist. Oder hast du sie schon glücklich erlebt?«

Palmer überlegte eine Weile. »Eigentlich nicht, wenn ich ehrlich sein soll. Hatte sie ein Problem gelöst, war sie nicht glücklich, sondern mehr zufrieden. Sie trug dann den Ausdruck im Gesicht ›Siehst du, ich bin besser‹.«

»Das glaube ich dir. Sie war immer zu gut und hat deshalb andere Defizite aufgebaut. Sie hat sicherlich keine normale Jugend gehabt, das kann ich nicht glauben. Sie wird unter ihrer Begabung gelitten haben, auch wenn sie es nie zugab, weil sie keinen Menschen hatte,

mit dem sie sprechen konnte.«

Der Professor hatte die Stirn in Falten gelegt und dachte über die Worte seiner Frau nach. »Du kannst Recht haben, aber das erklärt nicht meine Visionen. Ich sah sie vor mir, wie sie einen menschlichen Arm in der Hand hielt und hineinbiss – denke ich…«

»Denkst du.«

»Ich bin mir fast sicher. Dann das Gesicht im Wagen, das Blut an der Scheibe, das muss doch irgendwoher gekommen sein.«

»Es kann eine Botschaft gewesen sein, Rob. Auch ein Hilferuf.«

Damit kam Palmer nicht zurecht. »Wieso eine Botschaft oder ein Hilferuf?« Er trank sein Glas leer. »Ich habe keinen um Hilfe rufen hören, wenn du das meinst.«

»Nein, das meine ich nicht. Man kann auch anders um Hilfe rufen, als zu schreien.«

»Wie denn?«

Rebecca runzelte die Stirn. »Was soll ich dir sagen? Du wirst mir nicht glauben. Ich habe Bücher geschrieben und musste natürlich recherchieren. Damit geriet ich auch in Gebiete hinein, die viel weiter gingen als die Parapsychologie. Da wiederum wurden die Gebiete erwähnt. Ich kann sie auch als Welten bezeichnen. Welten, die für uns nicht sichtbar sind – feinstoffliche.«

Palmer hatte begriffen. »Du sprichst von Geistern, Rebecca!«

»Ja und nein. Von Materialisationen fremder Wesen aus anderen Welten, Rob. Davon rede ich.«

»Das gibt es doch nicht.«

»Weißt du das?«

Er schaute seiner Frau direkt in die Augen. »Vor einigen Tagen hätte ich dich ausgelacht, heute aber denke ich anders darüber. Diese Begegnung hat in mir etwas aufgewühlt, über das ich kaum reden kann. Es ist so schwer für mich, dies zu erklären, aber ich denke schon, dass es da etwas gibt.«

»Immerhin ein Fortschritt.«

»Eine Theorie.«

»Davon hältst du nicht viel«, sagte sie und lächelte ihn an. »Kann ich dir auch nicht verdenken. Auch ich habe keine Beweise, aber ich habe mir etwas zurechtgelegt, um später nicht zu stark enttäuscht zu sein, sollte mir je so etwas widerfahren. Du bist ein Forscher, Robert, du bist auf deinem Gebiet top, aber ich denke auch, dass du dabei die anderen aus den Augen gelassen hast. Es gibt nicht nur die Mathematik, ich denke, dass die Welt viel komplizierter ist, als dass man sie in eine Formel packen kann. Ich denke auch, dass der Mensch als Individuum diese Kompliziertheit noch übertrifft, aber das sind meine Gedanken, die du schlecht nachvollziehen kannst.«

»Im Moment noch«, murmelte er. »Ob du es glaubst oder nicht, ich

werde mich um ein gewisses Umdenken bemühen, obwohl mir dies sehr schwer fällt.«

»Noch, denn ich glaube, dass Diondra dir dabei hilft. Sie hat jemand gesucht, der ihr Halt gibt. Du bist die Person, die sie sich aussuchte. Es wird nicht einfach sein, darüber hinwegzukommen. Ich werde dir dabei helfen, denn ich finde es interessant.«

»Ja, das ist gut«, murmelte er und drehte seinen Körper zur Seite.

Palmer musste aufstehen, er spürte das leichte Kribbeln in den Beinen. Zudem hatte er eine halbe Flasche Rotwein geleert, und dieser Wein war ihm in den Kopf gestiegen.

Mit kleinen Schritten näherte er sich dem Fenster, beobachtet von seiner Frau, die sitzen geblieben war und auch nicht aufstand, als ihr Mann den Platz vor der breiten Scheibe erreicht hatte. Er schaute hinaus und sah in der Ferne das Meer als einen wogenden Teppich mit hellen Schaumkronen darauf. Es war ziemlich windig, die Wellen rollten gegen die Klippen und schäumten dort in langen Gischtfahnen hoch. Es war ein wilder Teil der Küste, die Sandstrände lagen weiter westlich, doch die Klippenküste war von den Touristenströmen verschont worden. Bis zu den Klippen zeigte sich keine Erhebung, ein glattes Land lag vor den Blicken des Professors. Er betrachtete den Himmel, verfolgte die düsteren Nachtwolken, als befände sich irgendwo ein Netz, das alles Wollen auffing.

Professor Palmer wusste, dass dieses Weekend anders werden würde. Zu viel war geschehen, es hatte einen Riss in ihrem bisher relativ beschaulich ablaufenden Leben gegeben, und damit mussten sie fertig werden. Er strich über seine Stirn und dachte daran, wie sehr er es gewohnt war, in komplizierten Mustern zu denken. Vielleicht war gerade dies ein Fehler. Es wäre wohl besser gewesen, wenn er anders gedacht hätte, einfacher und weniger logisch.

Geister – fast hätte er aufgelacht, als er daran dachte, doch Palmer konnte nicht. Seine Frau hatte ihm da etwas gesagt, das er nicht so ohne weiteres abwerten durfte, nicht bei dem, was er hinter sich hatte. Nie zuvor hatte er sich mit diesem Thema beschäftigt, die Mathematik war ihm wichtiger gewesen, deshalb bekam er die Schwierigkeiten, sich damit zurechtzufinden.

In der Glaswand des Wintergartens erschien der Umriss seiner Frau. Sie hatte sich erhoben und ging auf ihn zu. Von hinten schlang sie ihre Arme um seinen Körper und klemmte ihn fest. »Ich weiß, dass dir vieles durch den Kopf schießt, Rob. Ich weiß auch, wie schwer es für dich ist, damit fertig zu werden, deshalb möchte ich dich bitten, nichts allein zu unternehmen.«

»Was meinst du damit?«

»Es kann auch gefährlich werden«, sagte sie.

»Diondra?«

»Ja.«

»Nein, sie ist…«

»Rede nicht weiter, Robby, denk an deine Erscheinungen. Oder willst du jetzt behaupten, dass du sie dir eingebildet hast?«

»Auf keinen Fall.«

»Eben. Wenn wir es mit anderen Kräften zu tun haben, dann müssen wir auch davon ausgehen, dass sie noch nicht erforscht sind. Deshalb können uns noch einige Überraschungen ins Haus stehen, aber darüber sollten wir jetzt nicht sprechen.« Sie ließ ihn los.

»Willst du noch einen Spaziergang machen?«

»Jetzt?«

»Ja, die frische Luft wird uns beiden sicherlich gut tun.«

Robert Palmer legte seine Hände gegen Rebeccas Wangen. »Nein, heute nicht mehr. Ich möchte nur mein Bett sehen, denn dieser Tag hat mich geschlaucht wie selten einer.«

»Das kann ich verstehen.«

»Wenn du noch einen Gang machen willst…«

Sie schüttelte den Kopf und legte ihrem Mann einen Finger auf die Lippen. »Nein, Rob, ich möchte mich auch hinlegen, und wir sollten beide daran denken, dass morgen auch noch ein Tag ist.«

»Das meine ich auch.«

***

Schlafen, dachte der Professor, schlafen ist etwas Wunderbares, wenn man es kann.

Er konnte es in dieser Nacht nicht. Da hatte auch der Wein nicht geholfen, und selbst der Stress der vergangenen Stunden war nicht dazu angetan, ihm die Müdigkeit zu geben, die er benötigte, um tief und fest einzuschlafen.

Er lag wach.

Neben ihm und eng an ihn gedrückt schlief Rebecca. Er beneidete sie um ihren Schlaf, und Palmer hoffte nur, dass ihm irgendwann die Augen zufallen würden.

Er war kaputt, fühlte sich körperlich schlapp, aber seine Gedanken befanden sich auf Tour.

Es war nicht völlig finster im Schlafzimmer. Eigentlich war es nie so richtig dunkel, denn der Wind riss immer wieder Löcher in die Wolkendecke, sodass oft genug fahles Nachtlicht durch das Fensterrechteck fiel und im Schlafzimmer einen beinahe schon geisterhaften Glanz hinterließ.

Palmer hatte darüber nie nachgedacht, in dieser Nacht aber kam ihm der Vergleich zum ersten Mal in den Sinn. Es war tatsächlich ein matter Schein, und er floss auch über die Möbelstücke hinweg, erreichte aber nie das obere Ende des Doppelbetts. Es lag im Dunkeln,

dafür allerdings war von dieser Stelle aus das Fenster sehr gut zu sehen, und wegen der zurückgezogenen Gardinen fiel der Blick des Mannes bis hoch zum wolkenbedeckten Himmel.

Eigentlich liebte er dieses wilde Panorama. In dieser Nacht allerdings bereitete es ihm Unbehagen.

Das Muster der Wolken kam ihm bedrohlich vor. Sie glichen schweren Steinen, die jeden Augenblick zu Boden fallen und ihn zerschmettern konnten. Er hörte hin und wieder, wie der Wind um die Ecken des rustikalen Landhauses jaulte, als wären Geister dabei, sich darüber zu ärgern, dass sie keinen freien Eintritt bekamen.

Es war nicht sehr warm im Zimmer, dennoch spürte der Professor den Schweiß auf seiner Stirn. Der vergangene Tag ließ sich nicht so einfach abschütteln. Die Erlebnisse waren noch hautnah.

Was war geschehen? Wie konnte so etwas geschehen? Warum hatte sich gerade an diesem Tag sein Leben dermaßen verändert? Palmers Weltbild war nicht mehr dasselbe. Er wusste genau, dass er von jetzt an seine Arbeit sogar hinterfragen würde, denn er tendierte bereits dazu, sich mit den Welten der Geister zu beschäftigen, obwohl diese Materialisationen auf Spekulationen beruhten, denn nichts war bewiesen, man musste die Tatsachen nur hinnehmen, die oftmals einem Wunder glichen.

Er hätte es nie für möglich gehalten, dass er einmal so denken würde, aber das war nun mal der Fall, und er würde dieses Denken intensivieren und sich auf der Uni mit Kollegen zusammensetzen, die mehr Ahnung von diesen Gebieten hatten.

Da gab es einen Physiker, der übersinnlichen Phänomenen auf der Spur war. Bisher hatte er über ihn gelacht, nun sah er dessen Arbeit mit anderen Augen.

Allmählich wurden ihm die Augen doch schwer. Neben ihm lag Rebecca und atmete gleichmäßig. Sie war tief und fest einschlafen, nichts konnte sie so leicht wecken. Palmer bewunderte die Nerven seiner Frau, denn auch sie hätte durch seine Erzählungen aufgeputscht sein müssen. Sie hatte sich wohl damit abgefunden.

Er schrak zusammen, als seine Gedanken wegglitten und ihm die Augen gleichzeitig zufielen. Für kurze Zeit hatte er schon geschlafen. Es konnten Sekunden, aber auch Minuten gewesen sein, er wusste es nicht. Nun war er wieder hellwach, und er merkte, dass sich in dem Zimmer etwas verändert hatte.

Nicht äußerlich, denn die Möbel standen alle an ihrem Platz. Palmer kam zunächst nicht zurecht, er dachte darüber nach, was es sein konnte, wobei er nicht glaubte, sich zu irren.

Es war kälter geworden, und er fror plötzlich. Im Zimmer hatte jemand als Andenken einen eisigen Hauch hinterlassen, was seiner Ansicht nach unmöglich war, denn das Fenster war nach wie vor

geschlossen.

Er richtete sich auf. Neben ihm bewegte sich Rebecca schwerfällig, drehte sich auf die andere Seite, wo sie völlig ruhig weiterschlief.

Palmer dachte darüber nach, ob er seine Frau aus dem Schlaf wecken sollte, damit auch sie die Kälte spürte. Er ließ es bleiben, das war sein Problem, und er musste damit zurechtkommen.

Palmer saß im Bett, hatte eine Gänsehaut bekommen und starrte unentwegt auf das Fenster, als wäre es der Kältepol. Aber es stand nicht offen, da konnte er noch so genau hinschauen. Nicht durch die kleinste Lücke fuhr der kalte Hauch.

Er musste einen anderen Grund haben.

Palmer spürte die Spannung auf seinen Lippen. Sie waren trocken, er feuchtete sie wieder an und knetete seine Gesichtshaut. Die Augen brannten, was an der Müdigkeit liegen konnte oder daran, dass er noch immer aus dem Fenster starrte, hinter dem er eine Bewegung sah.

Palmer hielt den Atem an.

Da ging jemand her, ohne einen Laut von sich zu geben. Es war… es war jemand, den er nicht kannte, den er doch kannte, und er staunte über das Verwirrspiel seiner Gedanken.

Ein Mensch?

»Ja«, flüsterte er, »das muss ein Mensch sein…« So überzeugt war er nicht davon, denn Menschen sahen normalerweise anders aus als diese Person.

Hinzu kam noch etwas. Das Schlafzimmer lag in der ersten Etage des Hauses, und draußen vor dem Fenster gab es weder einen Sims noch eine Mauer, auf der sich ein Mensch hätte bewegen und Halt finden können. Wer immer am Fenster vorbeiging, es war eigentlich unmöglich, und er hatte sich dieses Bild auch nicht eingebildet.

Die Gestalt passierte nicht die gesamte Breite der Scheibe. Etwa in der Mitte blieb sie stehen, sehr dicht am Glas, und sie schaute auch in den dunklen Raum. Palmer suchte verzweifelt nach einer Beschreibung, denn so sah ein Mensch nicht aus.

Oder doch?

Eine bleiche, bläulich und leicht metallisch schimmernde Haut, beinahe schon ein matter Spiegel. Ein nackter Körper, ein nacktes Gesicht?

Palmer konzentrierte sich auf das Gesicht, weil ihn eine bestimmte Ahnung überkommen hatte. Er hatte den Tag über und auch einen Teil der Nacht stets an Diondra gedacht, und er glaubte plötzlich, in der Gestalt vor dem Fenster Diondra zu erkennen.

War sie es, war sie es nicht?

Palmer hörte sich stöhnen. Er rieb noch einmal über seine Augen, als könnte er die Erscheinung dort deutlicher bekommen, aber das

klappte nicht.
Sie blieb, wie sie war.
Ein bläulich schimmernder Körper mit einem genauso schimmernden Gesicht, fahlen Haaren, sehr dunkel umrandeten Augen und kräftig geschminkten Lippen.
Wies diese Gestalt Ähnlichkeit mit Diondra auf? Bildete er sich das nur ein?
Palmer wusste es nicht. Er wusste gar nichts mehr. Es war ihm alles so suspekt, er kam mit nichts mehr zurecht, denn für ihn war eine Welt zusammengebrochen.
Eine veränderte Diondra und doch irgendwo gleich.
Jetzt erst fielen ihm zwei weitere Beobachtungen auf. Die Person dort trug keine Kleidung. Sie war völlig nackt, doch auf eine besondere Art und Weise geschlechtslos. Darüber machte sich Robert Palmer keine Gedanken mehr, er konzentrierte seine Blicke auf die dunklen Flecken an Hals und Körper.
Das sah aus wie Blut…
Es brauchte kein Blut zu sein, aber er dachte an seine Visionen, da hatte es ja eine wichtige Rolle gespielt und war sogar zu einem Beweis geworden.
Der Professor hätte nie gedacht, so lange den Atem anhalten zu können. Erst als seine Lungen schon schmerzten, holte er wieder Luft und lauschte dem saugenden Geräusch.
Gleichzeitig geschah etwas mit der Gestalt jenseits der Fensterscheibe. Bisher hatte sie sich still verhalten, nun durchlief ein Zucken ihren Körper, mit dem Palmer nicht zurechtkam. Sie hob die Schultern mehrmals an, und bei dieser Bewegung blieben sie plötzlich stehen. Zugleich liefen sie an den Rändern auseinander, das heißt, die Rundungen verschwanden und schufen den Kanten Platz, die sich zudem noch in die Höhe bogen und dabei an zwei Speerspitzen erinnerten. Der Körper blieb auch weiterhin in Bewegung, er zog sich in die Länge und erinnerte dabei an Gummi.
Auch die Flecken auf der Gestalt veränderten sich. Hatten sie zuvor mehr wie punktartige Tropfen gewirkt, so verwandelten sie sich nun in lange Ovale oder auch zittrige Streifen, die als Muster auf der helleren Fläche blieben.
Haare bewegten sich wie eine Flut. Zuerst zu den Seiten hin. Als sie dort ihren eigentlichen Platz erreicht hatten, schienen sie von einem Windstoß erfasst worden zu sein, denn urplötzlich sprangen sie in die Höhe. Sie stellten sich aufrecht und bildeten einen regelrechten Kamm, wobei die Enden zu Spitzen zusammenliefen.
Weiche, bleiche Haare, von denen sich ganze Bündel zu Strähnen zusammengefunden hatten und sich von einer Seite zur anderen bewegten, als gehorchten sie einer Musik, die das Innere des Hauses

mit ihren Klängen nicht erreichte.

Professor Robert Palmer wusste nicht, was er davon halten sollte.

Er war kein Wissenschaftler mehr, er war in diesem Fall nur noch ein Mensch, der sich fürchtete.

Diondra…

Ja, das war sie. Jetzt sah er es genau, obwohl ihr Körper sich auf so ungewöhnliche Art und Weise verzerrt hatte. Es gab keine andere Möglichkeit, das musste sie einfach sein, und sie führte auch weiterhin ihren eigentümlichen und unerklärlichen Tanz auf, wobei sie die Scheibe nie berührte, zumindest hörte er nichts und ließ sich von dieser gespenstischen Lautlosigkeit gefangen nehmen.

Und noch etwas fiel ihm auf.

Er sah keine Arme!

Erst jetzt war er in der Lage, darüber nachzudenken. Er fragte sich, ob sie keine Arme hatte oder sie in ihren so perfekt veränderten Körper integriert waren, dass er sie nicht sehen konnte.

Ein tanzender Leib, auch ein Leib ohne Beine. Ein wehendes Gespenst, das an der Scheibe blieb, sie nicht zerstörte, aber dafür sorgte, dass eine bissige Kälte in das Schlafzimmer der Palmers drang, die der Professor nicht einstufen konnte.

Und dann war sie weg!

Palmer wollte es nicht glauben. Wieder wischte er über seine Augen, doch was er auch tat, dieses seltsame Wesen kehrte nicht mehr zurück.

Es war verschwunden, nein, es hatte sich aufgelöst. Diesen Begriff akzeptierte der Wissenschaftler.

Er blieb aufrecht im Bett sitzen und wusste nicht, was geschehen war. Er versuchte, seine Gedanken unter Kontrolle zu bringen, leider gelang ihm auch dies nicht richtig. Sie wollten immer wieder wandern, sie irrten davon, und eine logische Folge brachte er nicht mehr in diesen Wirrwarr hinein.

Wie lange er aufrecht im Bett gesessen hatte, das wusste er nicht.

Robert schreckte nur zusammen, als ihn seine Frau anstieß und mit einer Stimme sprach, die kaum verschlafen wirkte. »Es ist so kalt hier, Rob. Findest du nicht auch?«

Er nickte, ohne allerdings mit dieser Geste überzeugen zu wollen.

Neben ihm bewegte sich Rebecca. Das Kissen raschelte, als sie es zusammendrückte und in ihren Rücken legte. »Was war los, Rob? Was hast du? Warum ist es hier so kalt…?«

Er hob die Schultern.

Sie rüttelte ihn. »He, Robert, bist du überhaupt noch anwesend, oder hast du dich bereits geistig verabschiedet? Was ist los mit dir? Ich möchte gern mit dir reden.«

»Es ist kalt«, sagte er.

»Ja, das merke ich.«

»Ich habe nicht geschlafen, Rebecca.«

»Und?«

Er redete mit tonloser Stimme weiter. »Ich konnte es einfach nicht, verstehst du? Meine Gedanken – sie… sie waren nicht mehr unter Kontrolle zu bekommen. Sie flogen einfach weg. Sie segelten dahin. Ich lag im Bett, und plötzlich hörte ich etwas.«

»Was hörtest du denn?«

»Nur mich…«

Jetzt musste sie lachen. »Robby, du spinnst.« Sie küsste ihn rasch auf die linke Wange. »Oder hat es etwas mit Diondra zu tun gehabt? Auch die Kälte?«

»Ja, ja«, sagte er leise. Es war mehr ein Hauch. »Du hast Recht, es war Diondra.«

»An die hast du denken müssen?«

Seine Lippen bewegten sich, ohne jedoch ein Lächeln zu zeigen.

»Nein, meine Liebe. Ich habe nicht nur an diese Frau denken müssen. Oder ich habe auch an sie gedacht, aber es ist etwas anderes gewesen. Da kam die Kälte, und dann… dann sah ich sie.«

Rebecca schwieg für eine Weile. »Du hast sie tatsächlich gesehen?«, erkundigte sie sich mit einem lauernden Unterton in der Stimme. »Du hast sie…«

»Ja, sie ist mir erschienen. Zuerst kam die Kälte, dann habe ich sie vor dem Fenster gesehen.« Er schüttelte den Kopf. »Auch ich kann es nicht mehr begreifen. Bei mir ist ein Weltbild zusammengebrochen. Ich habe gedacht, dass…«

»Was hast du gedacht, Rob?«

Er gab eine völlig andere Antwort. »Sie war nackt, und ihr Körper war voller blutiger Wunden. Aber es war nicht ihre Haut, nein, das glaube ich nicht. Sie war so anders. Sie war bleich, blau, und sie schimmerte wie Metall. Um ihre Augen herum lagen tiefschwarze Schatten, dafür glänzte der Mund, als wären die Lippen ebenfalls mit Blut beschmiert worden. Ich… ich bin da nicht mehr zurechtgekommen, Rebecca, ich kann es einfach nicht begreifen.«

»Ja, das glaube ich.«

Er tastete nach ihrer Hand und fühlte sich besser, als seine Finger die warme Haut spürten. »Ich glaube mittlerweile, dass ich umdenken muss. Diondra ist nicht die Person, als die ich sie kennen gelernt habe. Sie ist eine völlig andere. Vielleicht gibt es sie gar nicht so, wie wir sie sehen.« Er hob die Schultern. »Es kann doch sein, dass wir ein Tor aufgestoßen haben, das uns in ganz andere Welten hineinführt. Auf jeden Fall habe ich mich nicht geirrt. Wenn du mich fragst, ob ich geträumt habe, dann muss ich dies verneinen.«

Rebecca stellte keine weiteren Fragen. Sie konnte ihren Mann sehr

gut verstehen. Einem nüchternen Mathematiker war eine Welt eröffnet worden, an die er sonst nie geglaubt hätte. Er hätte sie in der Theorie auch nicht akzeptiert, wenn ihm nicht diese Beweise geliefert worden wären.

Sie hatte ihr Haar aufgelöst, mit einer Hand wühlte sie es auf und griff dann nach links, wo auf dem Nachttisch die Taschenlampe lag.

Palmer bekam die Bewegung mit. »Was hast du vor?«

»Mir ist da etwas aufgefallen.«

»Wo denn?«

»Am Fenster.« Zugleich schaltete sie die Lampe ein. Der blasse Strahl traf die Scheibe, glitt auch hindurch, aber er erfüllte genau den Zweck, den Rebecca hatte erreichen wollen. In der hellen Kreismitte malte sich deutlich der dunkle Fleck ab.

»Der war heute Nachmittag noch nicht dort«, sagte sie.

»Was meinst du denn?«

»Moment.« Ohne die Lampe aus der Hand zu legen, stand Rebecca auf. Auch wenn sie fror, sie zog keinen Bademantel über. Der Lichtarm tanzte im Rhythmus ihrer Bewegungen, als sie auf das Fenster zuschritt, um es zu untersuchen.

Sie öffnete es nicht, fuhr mit der Hand über die Scheibe – und schrie leise auf.

»Was hast du?«

Rebecca drehte sich um. Robert sah sie als eine bleiche, leicht zitternde Gestalt. »Wo hast du sie gesehen, Robby?«

»Draußen!«

»Wirklich?«

»ja, ich sah sie draußen.«

Rebecca schüttelte den Kopf. Mit kleinen Schritten trat sie wieder an das Bett heran. »Dann schau dir mal dieses an«, sagte sie und strahlte ihre linke Hand an.

Palmer bekam Herzklopfen. Er ahnte, was sie ihm zeigen wollte, doch er beugte sich weiter vor, um den Beweis zu sehen. Was er im hellen Licht der Lampe sah, war dunkles Blut.

»Nun?«

Palmer ließ sich zurücksinken. »O Gott«, flüsterte er nur, »in was sind wir da hineingeraten?«

Eine Antwort erhielt er nicht, denn Rebecca wusste selbst nicht Bescheid.

***

Ich erreichte mein Ziel an einem Nachmittag, der zwar trübe, aber nicht verregnet war. Von der normalen Straße hatte ich runter gemusst und war ins Gelände gefahren. Ich näherte mich dem gewaltigen Grundstück und stoppte vor einem Tor, das eine Hecke

teilte.

Ich sah in der Dichte der Bepflanzung das Auge einer Kamera und entdeckte auch die Sprechanlage. Ich klingelte sofort nach dem Aussteigen. Zunächst hörte ich keine Reaktion. Wahrscheinlich checkten irgendwelche Aufpasser mich auf den Bildschirmen ab.

Die Gegend gefiel mir nicht. Sie bereitete mir Unbehagen, und es lag nicht nur an der sehr hohen Hecke. Allgemein war sie zu düster, denn in dem Park gab es relativ viele dunkle Bäume, die einen kleinen Wald bildeten. Ein Weg teilte ihn. Sicherlich endete er direkt vor dem Haus.

»Wer sind Sie?«

»John Sinclair. Ich werde erwartet.«

»Ja, das wissen wir.«

»Dann öffnen Sie bitte.«

»Setzen Sie sich schon in Ihren Wagen!«

Ich kam der Aufforderung nach und hatte die Tür kaum zugeschlagen, als das Tor nach links glitt. Langsam fuhr ich an. Ich musste einige Kurven fahren, bevor sich der Wald lichtete. Bisher hatte ich noch keinen Anwohner gesehen, und das änderte sich auch nicht, als mein Blick über den freien Platz streifte, an dessen rechten Seite das Haus stand.

Das ist ja eine Gruft!, dachte ich, als ich den Bau zum ersten Mal sah, denn er wirkte unwahrscheinlich düster und abweisend auf mich. Es war schwer vorstellbar für mich, dass sich hier jemand wohl fühlen konnte, höchstens jemand, der sich entschlossen hatte, irgendwann freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

Es stand ein Wagen vor dem Haus. Ein hochrädriges Geländefahrzeug, auf dessen schwarzem Lack ein feuchter Film lag.

Ich parkte neben dem Wagen und stieg aus. Meinen Koffer nahm ich mit, warf die Autotür wieder zu und ging auf die breite Treppe zu, die der Eingangstür vorgelagert war.

Ich kenne mich in den verschiedenen Stilrichtungen nicht so gut aus, konnte deshalb auch nicht sagen, wann dieses mächtige Gebäude mit den dicken Mauern und hohen Fenstern gebaut worden war.

Das Haus wirkte, irgendwie bombastisch, ohne allerdings mit Türmchen und Erkern überladen zu sein.

Vor der Tür blieb ich stehen und drehte mich noch einmal herum.

Mein Blick fiel auf die freie Grasfläche vor dem Haus. Ich sah einen kleinen Teich, der die Eintönigkeit des Rasens unterbrach. Am anderen Ufer des Teichs breitete sich ein dichter Buschgürtel aus, dahinter stieg das Gelände leicht an und wurde auf seiner Kuppe von einer Anzahl von Bäumen begrenzt.

Die Tür war ein glatter Stilbruch.

Sie war nachträglich eingebaut worden. Eine glatte, aber sehr dicke Holzplatte, ein modernes Schloss, keine Verzierungen, Schnitzereien

oder Intarsienarbeiten.

Man ließ sich mit dem Öffnen Zeit. Hier suchte ich vergeblich nach einer Klingel, und ich überlegte schon, ob ich gegen die Tür klopfen sollte, als sie geöffnet wurde.

Sehr langsam schwang sie zurück. Mir kam der Vergleich mit einem Sargdeckel in den Sinn, aber es stand schließlich kein Zombie vor mir, sondern ein normaler Mensch, auch wenn er etwas außergewöhnlich wirkte und ich Mühe hatte, mein Erstaunen nicht zu deutlich zu zeigen.

Der Mann war größer als ich, auch breiter in den Schultern und trug eine Lederjacke zum grauen Jeanshemd. Seine Hose bestand aus einem derben Stoff, und ich sah den Griff eine Waffe aus seinem breiten Gürtel ragen. In der rechten Außentasche der Lederjacke steckte ein drahtloses Sprechfunkgerät, doch über diese Dinge glitt mein Blick schnell hinweg.

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht und wusste augenblicklich, dass wir beide keine Freunde werden konnten. Vom streichholzkurzen Haar bis hin zum Kinn kam mir alles eckig vor, als hätte man diese Gestalt geschnitzt. Die Haut war blass, dafür wirkten die Bartschatten umso dunkler. Schmale Lippen, eine kleine Nase und knallharte Augen mit dunklen Pupillen. Die Brauen darüber waren zwei gerade Striche, dadurch wirkte seine Stirn noch höher. Ich fragte mich, ob dieser Mann überhaupt freundlich sprechen konnte.

»Ich bin Cusor«, sagte er und streckte mir seine rechte Hand entgegen.

Ich griff sie.

Der Druck sollte mir wohl zeigen, wer hier das Sagen hatte, aber ich reagierte nicht, sondern schaffte es sogar, ihn anzulächeln und dabei meinen Namen zu sagen.

»Ja, ich weiß.« Er ließ meine Hand endlich los. »Sie sind ein Bulle.«

Ich runzelte die Stirn. »Den Ausdruck hatten wir mal, denke ich.«

»Kann sein, er gefällt mir.«

»Dann mögen Sie keine Polizisten?«

»Nein.«

»Schlechte Erfahrungen?«

»Kaum.« Er drehte sich um und gab mir den Weg frei.

Ich nahm den Koffer hoch und hoffte, dass nicht alle Leibwächter so waren wie dieser Cusor, aber leider konnte ich mir diese Typen nicht malen. Ich würde mit ihnen zusammenarbeiten müssen, ob ich nun wollte oder nicht.

Cusor war in der Halle stehen geblieben. Auch wenn mehr Lampen eingeschaltet worden wären, hätte die große Halle kaum freundlicher gewirkt, denn es fehlte einfach das Mobiliar oder ein Teppich. Ich stand auf dem nackten Steinboden, der zudem noch bräunlich war und

den Raum wiederum düster machte.
»Sie wollen Ihr Zimmer sehen?«
»Auch!«
»Ich bringe Sie hin, Sinclair.«
Er schaute gar nicht erst nach, ob ich ihm auch folgte, sondern ging vor und betrat einen Flur, der sich an die Halle anschloss. Er war nur kurz und endete vor einer breiten Steintreppe. Die mussten wir hoch. Ich ging hinter Cusor und konnte seine durchtrainierte Gestalt bewundern. Der beherrschte sicherlich einige Kampftechniken, es war auch möglich, dass er als Söldner sein Geld verdient hatte, jedenfalls strahlte jede seiner Bewegungen eine ungeheure Selbstsicherheit ab, aber ich fragte mich, wie es wohl damit aussah, wenn er plötzlich mit übersinnlichen Phänomenen konfrontiert wurde.
Da halfen dann keine irdischen Kampftechniken mehr, da musste man sich etwas einfallen lassen.
An seinen Füßen trug er hohe Turnschuhe, mit denen er sich allerdings lautlos bewegen konnte. Nachdem die zweite Treppenstiege auch hinter uns lag, blieb ich vor einem Fenster stehen. Draußen standen die beiden Autos, der Wind spielte mit dem Wasser am Teich und kräuselte dessen Oberfläche.
»Wollen Sie sich die Gegend anschauen?«, fragte er.
Ich drehte mich langsam um. »Nein, das hatte ich nicht vor. Mich beschäftigt eine andere Frage. Ich hörte, dass vier Leibwächter engagiert worden sind.«
»Stimmt.«
»Wo halten Sie sich auf?«
Er verzog seine schmalen Lippen zu einem Grinsen, um mir klarzumachen, dass er mich für eine Antwort nicht kompetent hielt.
»Sie können beruhigt sein, meine Leute sind schon auf Draht.«
»Dann sind Sie der Chef?«
»Sieht man das nicht?« Er drehte sich um und ging.
Über eine derartige Antwort hatte ich mich nur wundern können.
Es gab wirklich noch Menschen, die so von sich eingenommen waren, dass mir die Spucke wegblieb.
Wir hatten den Wohntrakt erreicht. Nichts wies darauf hin. Es gab keine Bilder an den kahlen Wänden, keine Wandnische war mit einem Blumenstrauß ausgefüllt worden, selbst Kerzenleuchter sah ich nicht, dafür kalte Kugellampen. Sie hingen an Metallstangen von der Decke herab, und Cusor hatte die Güte gefunden, sie einzuschalten. Vor einer dunkelbraunen Tür blieb er stehen. »Hier können Sie wohnen, Sinclair.«
»Wie nett. Und wo finde ich Miss Mayne?«
»Unten.«
»Damit ist mir nicht viel geholfen.«

»Ich werde Sie schon – hinbringen, wenn Sie es wollen.«
»Sagen wir in fünfzehn Minuten?«
»Wie Sie wollen.« Er deutete auf die Tür. »Sie können hineingehen. Es ist offen.«
»Danke für Ihre Freundlichkeit«, erwiderte ich mit beißendem Spott.
Das hatte er gemerkt. Er hielt mich auf. Seine Hand umklammerte meine Schulter. »Ich will, dass Sie etwas begreifen, Sinclair. Hier bin ich der Boss, nicht Sie! Ich will Ihnen auch sagen, dass ich über Ihr Kommen nicht eben begeistert war. Sie hätten meinetwegen in Ihrem Büro verrecken können.«
»Ihr Pech, Cusor.«
»Halten Sie sich an die Regeln!«
»Und Sie lassen mich am besten los. Meine Kleidung ist frisch gereinigt.«
Für einen Moment schwemmte die Wut in ihm hoch. Er verstärkte auch den Druck, ließ mich schließlich los und zog sich zurück. Mit dem würde ich noch meinen Spaß bekommen, das stand fest. Ich war doppelt froh, dass ich Suko im Rücken wusste, auch wenn er sich versteckt hielt. Mit diesem Gedanken öffnete ich die Tür und betrat ein Zimmer, das den Charme eines leeren Iglus am Nordpol aufwies.
Dabei war der Raum nicht leer. Ich sah ein großes Holzbett, einen ebenfalls hohen Schrank, der fast bis an die Decke reichte und sicherlich seine achtzig bis neunzig Jahre auf dem Buckel hatte. Das Fenster entsprach ebenfalls den Ausmaßen des Raumes, und in einem Winkel, über Eck gebaut, hing ein steinernes Waschbecken.
Keine Dusche, kein Bad. Vielleicht fand ich die Latrine in einem Anbau.
Ich warf den Koffer aufs Bett, nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, ging zum Schrank und öffnete beide Türen. Ein komischer Geruch dampfte mir – entgegen. Es stank nach einer Mischung aus Mottenpulver und altem Schlamm.
Ich schnupperte einige Male, untersuchte den Schrank auch im Licht meiner kleinen Leuchte und fand nichts außer Staub. Kleiderbügel hatte man wohl auch nicht gekannt, obwohl eine Metallstange vorhanden war.
Ich drückte die Tür wieder zu. Durch das Fenster fiel mein Blick auf die Rückseite des Hauses. Wildes Gestrüpp, keine Bäume, dafür aber ein baufälliges Gartenhaus. Das Dach saß schief, es wies sogar Lücken auf, aber hineinschauen in den »Pavillon« konnte ich nicht.
In der Ferne sah ich einen dunklen Streifen, wahrscheinlich war es die Oberseite der Hecke.
Ich trat wieder vom Fenster zurück und suchte nach dem Lichtschalter. Er befand sich neben der Tür, und die Lampe unter der Decke – wie konnte es anders sein – bestand nur mehr aus einer Kugel.

Ihr Licht war ausreichend, ich musste es auch haben, denn ich durchsuchte das Zimmer nach Wanzen.

Ich fand keine, zudem gab es auch wenig Verstecke, und die berühmten Blumen waren auch nicht vorhanden.

Den Schrank hatte ich schon durchsucht und hätte mir gern einen Tisch und einen Stuhl herbeigezaubert. Das war nicht möglich, doch ich hatte Glück und fand einen Klapphocker in der Ecke.

Er war mir zu hart, deshalb setzte ich mich auf das Bett und holte aus der Innentasche der Jacke mein Sprechfunkgerät hervor. Ich zog die kurze Antenne heraus. Als ich den Namen meines Freundes leise in die Rillen sprach, meldete er sich sofort.

»Ja, ich höre dich, John.«

»Sehr gut. Wo bist du?«

»In der Nähe des Grundstücks. Ich suche noch nach einem Parkplatz für den BMW.«

»Und dann?«

»Statte ich euch einen Besuch ab. Ich hoffe, dass du mir einige Tipps geben kannst.«

»In der Tat, Alter. Jedenfalls wirst du es mit eine Hecke und einem Tor zu tun haben, das von einer Kamera überwacht wird.«

»Macht nichts. Ich nehme eine andere Stelle.«

»Aber gib Acht, die Hecke ist wie eine Mauer.« Suko bekam von mir eine Beschreibung, wie das Haus selbst und wie auch seine unmittelbare Umgebung aussah.

Er lachte. »Das hast du dir doch nicht ausgedacht – oder?«

»Nein.«

»Wer kann sich da nur wohl fühlen?«

»Frage ich mich auch. Da wir gerade beim Thema sind, diese vier Leibwächter, von denen ich nur Cusor, den Anführer kenne…«

»Wie heißt der?«

»Cusor.«

»Hört sich nicht gut an.«

»Ist auch nicht gut.«

»Dann weiter.«

Ich erzählte ihm von meiner Begegnung und stimmte Suko darauf ein, die Männer nicht gerade als Helfer und Freunde zu sehen. Sie waren dagegen, dass ich kam, und sie wollten den Ruhm lieber selbst einsacken, falls es überhaupt etwas zum Einsacken gab.

»Wie hast du dir unser weiteres Vorgehen gedacht?«, fragte Suko mit leicht deprimiert klingender Stimme.

»Ich werde mich wieder bei dir melden, nachdem ich mit Diondra gesprochen habe.«

»Und wenn du es nicht tust?«

»Keine Bange, das klappt schon. Sicherheitshalber machen wir eine

Zeit aus.«
»Wann?«
»Sag du es.«
»In zwei Stunden spätestens. Dann wird es allmählich dunkel.«
»Einverstanden.«
Suko lachte leise. »Na, dann viel Spaß mit der neuen Superfrau. So eine Person hast du noch nie gehabt, denke ich. Ich frage mich nur, wie hoch sie dir überlegen ist und…«
Ich wollte nichts mehr hören und schaltete das Gerät ab. Klar, dass Suko sich einen Spaß machte, und im Prinzip hatte er auch Recht.
Ich war auf diese Frau tatsächlich sehr gespannt.
Jemand lachte.
Dieses Geräusch traf mich so unvorbereitet, dass ich zusammenzuckte. Sofort schaute ich mich nach allen Seiten um.
Nein, geirrt hatte ich mich nicht. Das Geräusch war in diesem Zimmer aufgeklungen. Wer hielt sich hier noch außer mir versteckt?
Es gab keinen, ich hätte ihn zumindest bei der Durchsuchung entdecken müssen.
Das Lachen war leise geworden. Dennoch hatte ich den hämischen Unterton vernommen. Und es hatte es neutral geklungen, sodass ich nicht wusste, wer nun gelacht hatte, ein Mann oder eine Frau.
Im Zweifelsfall ein ES!
Ich wartete darauf, dass sich das Lachen wiederholte. Den Gefallen tat man mir nicht, dafür hörte ich ein anderes Geräusch. Ein leises Kratzen, dem ein Poltern folgte.
Diesmal wusste ich, woher es gekommen war – aus dem Schrank.
Ich jagte nicht wie ein Kastenteufel in die Höhe, sondern blieb zunächst sitzen. Erst als ich wieder das Lachen hörte, diesmal aus dem geschlossenen Schrank hervor, drückte ich mich hoch.
Sehr langsam, immer abwehrbereit und auch damit rechnend, dass ich beobachtet wurde.
Aber ich sah nichts.
Beide Schranktüren blieben geschlossen.
Von der Seite her näherte ich mich dem Möbelstück. Ich wollte nicht Gefahr laufen, dass von innen her jemand eine Waffe durch das Holz rammte und mich aufspießte. Das Leben und der Beruf hatten mich eben gelehrt, mit allem zu rechnen und auch vorsichtig zu sein.
Ich blieb neben dem Schrank stehen, hatte eine Hand ausgestreckt und hielt den Schlüssel mit zwei Fingern umklammert. Sehr vorsichtig drehte ich ihn herum. Das dabei entstehende Geräusch hielt sich in akustischen Grenzen,, aber die Tür zerrte ich mit einem Ruck auf.
Nichts drang ins Freie!
Kein Mensch, kein Geist, kein Dämon, es blieb still. Ich wartete auch vergeblich auf das Kichern und Kratzen, nahm aber eine zweite

Untersuchung des Schranks vor, und diesmal kümmerte ich mich besonders um die braune Rückwand.

Sie war sehr stabil. Es gab auch keine Luke, die zu einem Geheimgang führte. So etwas fand man höchstens in alten Schlössern, aber nicht hier.

Dennoch fiel mir etwas auf.

Im Schein der Lampe sah ich auf dem Schrankboden einen feuchten Fleck. Der war bei der ersten Untersuchung noch nicht dort gewesen, und ich wollte wissen, was es war.

Mit dem Finger fühlte ich nach. Sehr schnell sah ich meinen ersten Verdacht bestätigt.

Es war Blut!

Da lief mir schon eine mittelstarke Gänsehaut über den Kücken.

Noch immer hockte ich vor dem Schrank, drehte mich dabei halb herum, weil ich den Eindruck hatte, nicht mehr allein im Zimmer zu sein.

Ich *war* allein, und ich spürte eine seltsame Kälte, die nicht von draußen kam.

Ich stellte mich wieder hin.

Verdammt, hier war etwas, das mich nicht aus der Kontrolle ließ!

Ich konnte nicht sagen, was mich da beobachtete, denn dieses Etwas war ebenfalls unsichtbar.

Eine andere Macht, eine gefährliche Kraft, allein durch Kälte bemerkbar, die sich sehr schnell wieder zurückzog und genau in dem Augenblick, als jemand von außen gegen die Tür klopfte und eine Sekunde später sie auch öffnete.

Cusor stand im Raum.

Lässig hatte er sich aufgebaut. Seine Arme hingen locker an beiden Körperseiten herab. Er wippte leicht auf den Ballen, hatte die Augen zusammengekniffen, vielleicht blendete ihn auch das Licht, und er fragte mich: »Ist was?«

»Nein, wie kommen Sie darauf?«

»Sie stehen da vor dem Schrank, als wüssten Sie damit nichts anzufangen.«

»Da haben Sie Recht, Cusor. Ich suche nämlich die Kleiderbügel.«

»Es gibt keine.«

»Stimmt. Ich konnte mich soeben davon überzeugen.« Vor seinen Augen drückte ich die Tür wieder zu und schloss sie auch ab.

»Wir sollten jetzt gehen«, sagte Cusor. »Diondra erwartet Sie.«

»Ich bin bereit.« Nach Cusor verließ ich das Zimmer und schaltete das Licht aus, bevor ich die Tür schloss. Der Mann wartete im Gang auf mich, und wieder schaute er mich finster an. »Könnte es sein, dass ich Sie vorhin reden gehört habe?«

»Das ist möglich.«

»Mit wem haben Sie denn gesprochen?«

»Ich führe oft Selbstgespräche.«

Er fühlte sich leicht verarscht, verschluckte aber eine Antwort, und ich beschloss, noch mehr auf der Hut zu sein. Cusor musste eine Weile gelauscht haben. An der Treppe blieb er stehen. Sein Blick bohrte sich in meine Augen. »Wissen Sie, Sinclair, ich habe einfach das Gefühl, dass wir beide noch aneinander geraten.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Warum denn?«

»Ich mag Sie nicht, Sinclair. Ich mag Sie ebenso gern wie Reißnägel zum Frühstück.«

»Das ist Ihr Problem, Cusor, nicht meines.« Ich ließ ihn stehen und ging die Treppe hinab. Unten im Flur wartete ich auf ihn. Diesmal sagte er nichts, sondern ging schweigend vor. Allerdings nicht wieder zurück in die Halle, wir näherten uns einer Tür, die versteckt in einer Wandnische lag.

»Da lebt sie.«

»Auch so spartanisch wie ich?«

Cusor hob nur die Schultern. Er klopfte zweimal. Bei ihm hörte sich das sogar zart an. Wir beide vernahmen eine dünne Stimme, Cusor öffnete die Tür, versperrte mir aber den Weg und meldete sich mit den Worten »Sinclair ist da!« an.

»Danke.«

Der Leibwächter trat zurück. Wieder schaute er mich böse an. »Sie können, Bulle.«

»Sie mich auch«, erwiderte ich und schlüpfte an ihm vorbei. Mit dem nächsten Schritt trat ich über die Schwelle. Hinter mir schlug Cusor die Tür zu, und ich war mit Diondra Mayne allein…

***

Nein, ich lachte nicht. Es gelang mir auch nicht, mein Erstaunen zu verbergen und die Neutralität zu wahren, aber so wie sie aussah, so hätte ich mir ein Genie, was sie ja wohl war, nicht vorgestellt.

Dieser Raum war auch nicht als Rechenzentrum oder mathematisches Labor eingerichtet, er wirkte fast kleinbürgerlich gemütlich mit der bunten Decke auf den Sitzmöbeln, den verhältnismäßig kleinen Fenstern, wo sogar Gardinen davorhingen, und natürlich fehlte auch der TV-Apparat nicht. Eine kleine Küche war ebenfalls vorhanden, ich entdeckte sie hinter einem hüfthohen Vorsprung, mehr eine Barriere, aber das alles verblasste gegen die Erscheinung der Diondra Mayne.

Sie war kein Fotomodell. Am Tisch saß eine blasse Person. Ihre blaue Latzhose aus Jeansstoff war noch nicht wieder modern.

Ihr Haar war ebenfalls blass, blassblond, es stimmte traurig. Das

Gesicht war schmal, die Lippen fielen kaum auf, und auch die Augen wirkten leer.

So also sahen Genies aus!

Ich schärfte mir selbst ein, die Vorurteile wegzulassen und nickte der Person zu. »Sie sind also Diondra Mayne?«

»Ja.« Sie nickte mir entgegen, als ich auf sie zukam. Mit etwas zittriger Hand deutete sie auf einen zweiten Stuhl neben dem Schreibtisch, und ich ließ mich nieder.

Die Hand hatte sie mir nicht gereicht. Sie musterte mich nur prüfend. Ich hielt ihrem Blick stand und merkte zum ersten Mal, dass mehr in dieser Person steckte. Es mochte der Ausdruck tief in den Pupillen sein, der erst aus der Nähe zu erkennen war. Ein Lauern, auch ein Wissen über bestimmte Dinge, aber das hatte sie verdrängt.

»Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.«

»Es war meine Pflicht.«

Sie schaute mich an. »Tatsächlich?«

»Ja, wenn ich es Ihnen sage.«

»So sehen Sie nicht aus.«

Ich musste lachen, doch es klang nicht fröhlich. »Wie sollte ich denn Ihrer Meinung nach aussehen?«

Diondra schwieg zunächst, sie überlegte, dann hob sie die Schultern und meinte: »Tja, Sie sind schon richtig, John. Darf ich Sie so nennen?«

»Gern.«

»Ich meine, Sie sind anders als die ungehobelten Kerle, die mich beschützen sollen. Ich kann mir vorstellen, dass Sie auch hinter die Fassaden schauen und so sensibel sind, um andere Menschen zu verstehen.«

»Darum bemühe ich mich.«

»Es geht erst mal um mich.«

»Sicher.« Ich schlug die Beine übereinander und schaute gegen das weiche Licht einer kleinen Lampe. »Sie haben Angst.«

»Das wissen Sie?«

»Ja, deshalb bin ich hier. Aber ich denke, dass Ihre Angst nicht so einfach zu beschreiben ist.«

»Stimmt.«

»Wie dann?«

Sie senkte den Blick und spielte mit den Händen. Jetzt wirkte sie wieder wie ein kleines Mädchen. »Mir gefällt das Wort Angst nicht, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Was soll ich dann sagen?«

Diondra Mayne hob den Kopf wieder an. »Können wir uns auf den Begriff Bedrohung einigen?«

»Das weiß ich nicht. Sie müssen es wissen, denn Sie sind die Person,

um die sich alles dreht. Aber wenn Sie schon von einer Bedrohung gesprochen haben, Diondra, dann möchte ich Sie bitten, hier einmal konkreter zu werden.«

»Ich sehe es so.«

Die Antwort hatte mir etwas zu stur geklungen. »Bitte, Diondra, was haben Sie gemeint?«

Sie bewegte sich unruhig auf dem Stuhl. »Was soll ich schon gemeint haben?«, murmelte sie. »Es gibt da gewisse Dinge, die ich spüre, aber nicht erklären kann.« Sie schaute mir direkt ins Gesicht.

»Verstehen Sie das?«

Ich konzentrierte mich auf ihre Augen. Musste ich das verstehen?

Ich wollte es nicht unterschreiben, denn es konnte sein, dass sie mir etwas vormachte. Ihre Augen waren zwar dieselben wie zuvor, nur hatte sie sich in den Pupillen etwas getan. Sie sahen jetzt heller aus.

Ich kam mit ihr nicht zurecht. Normalerweise hätte ich einen derartigen Job ablehnen müssen, denn ein Schützling, der mir so kam, dem konnte ich kein Vertrauen entgegenbringen.

Nun, das war die menschliche Seite.

Gab es noch eine andere? Hatte der unterschiedliche Ausdruck ihrer Augen genau damit zu tun? War es so etwas wie ein Beweis für eine unheimliche Aura, das Dämonische möglicherweise? Es konnte, aber es musste nicht sein. Jedenfalls musste ich auch damit rechnen, hingehalten zu werden.

»Wie äußert sich die Bedrohung?«

»Ich spüre sie.«

»Wie denn? Als Schauer, als permanente schlechte Träume, die Sie quälen?«

»Sie kommt herbei.«

»Und woher?« Über die Frage ärgerte ich mich, kaum dass ich sie gestellt hatte, aber Diondra hatte, sie sehr ernst aufgefasst, was ich ihrer Antwort entnahm. »Wie eine Wolke schwebt sie herbei. Sie ist irgendwo aufgestiegen, doch ich kann den Platz nicht genau erklären. Irgendwo in den Tiefen der Vergangenheit, denke ich.«

»Dann haben Sie etwas damit zu tun?«

»Ich weiß es nicht, John.«

»Es gibt Menschen«, sagte ich leise, »die haben schon mehrmals eine Wiedergeburt erlebt. Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen ist. Könnte es sein, dass auch Sie wiedergeboren wurden? Wenn ja, würden Sie sich möglicherweise an Ihre früheren Leben erinnern, und wenn ja, macht das diese große Wolke der Bedrohung aus?«

Diondra Mayne öffnete den Mund. Noch sagte sie nichts, sondern fuhr zunächst mit dem Zeigefinger über ihre Lippen. »Ich habe keine Ahnung, aber es ist da.«

»Beeinträchtigt es Sie?«

»Ja, ich kann mich nicht mehr so konzentrieren. Ich bin wichtig für den Konzern, das hat man mir gesagt, und ich möchte auch weiterhin wichtig bleiben, bitte schön.«

»Das kann ich verstehen.«

»Aber nicht, wenn ich bedroht werde. Dann ist alles anders, dann kann ich nur daran denken.« Mit einem heftigen Ruck stand sie auf und ging einen Schritt zur Seite.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte ich, als ich sah, dass sie eine blaue Strickjacke von einer Stuhllehne zog.

»Ich muss hinaus. Ich… ich möchte ins Freie.« Sie stand da und schaute die Jacke an.

»Gibt es einen Grund dafür?«

Diondra antwortete mir, ohne mich dabei anzuschauen. »Es liegt an der Luft hier. Ich kann sie kaum noch atmen.«

Das war mir neu. Aus dieser Frau wurde wohl niemand schlau.

»An der Luft, nicht an der Bedrohung?«

»Vielleicht auch.« Sie streifte die Jacke über. Den Kopf hielt sie dabei gesenkt. Das Haar war dabei nach vorn gefallen. Es verdeckte ihr Gesicht von der Seite, sodass ich nicht mal das schmale Profil der Frau sah. Mit beiden Händen strich sie die Wolle glatt, die Jacke selbst knöpfte sie nicht zu.

Ich stand auf. »Haben Sie vor, einen Spaziergang durch den Garten zu machen?«

»Auch.«

»Fühlen Sie sich dort den sicherer?«

Sie blickte zu mir hoch. »Das weiß ich nicht. Draußen werde ich darüber nachdenken.«

»Darf ich Ihnen dabei helfen?«

»Nein. Ich muss mit mir selbst ins Reine kommen. Ich muss mich erholen und regenerieren, denn ich habe eine Arbeit zu verrichten. Der Auftrag ist nicht leicht. Man erwartet viel von mir. Ich habe alle Informationen sammeln können, ich muss mir nur ein Bild davon machen. Die Zukunft soll ich für meine Auftraggeber erforschen. Ich soll Trends aufzeigen.«

»Das finde ich toll. Mir würde das nicht gelingen.«

Diondra hob die Schultern.

»Aber wo arbeiten Sie? Hier im Raum? Ohne irgendwelche Hilfsmittel? Sind Sie einzig und allein auf Ihren Kopf angewiesen? Oder gibt es da noch Hilfsmittel?«

Diondra Mayne lächelte. »Ich weiß genau, woran Sie denken, John, aber Sie können beruhigt sein. Es gibt hier nicht nur diesen Raum. Ich habe auch ein Arbeitszimmer.«

»Darf ich einen Blick hineinwerfen?«

»Kommen Sie mit.« Sie ging auf eine der Türen zu. Ruckartig stieß sie

den Eingang auf, als wollte sie mir damit andeuten: Schau her, hier ist es!

Ich staunte.

Es war ein Raum voller moderner Computertechnik, von der ich nicht viel verstand. Rechner, Telefone, Kommunikationsmittel, ein sehr großer Schreibtisch, helles Licht. Ich sah Papiere und Aufzeichnungen, Blätter mit endlosen Zahlenkolonnen, es war ein Wirrwarr, das mir den Kopf verdrehte.

»Nun?«

»Ich bin zufrieden, Diondra, obwohl ich damit nicht zurechtkomme. Ich bin kein Computermensch.«

»Ich auch nicht«, gab, sie zu und schloss die Tür wieder. »Diese Rechner können ja nicht denken. Sie sind die reinen Hilfsmittel für mich. Sie sind nur so gut wie die Menschen, die sie erstellt haben oder die mit ihnen arbeiten. Am wichtigsten ist der Mensch, in seinem Kopf muss alles gespeichert sein.«

»Das denke ich.«

»Bei mir ist es der Fall. Ich bekomme die Informationen geliefert und denke darüber nach. So einfach ist das.«

»Ja, so einfach ist das«, wiederholte ich murmelnd. »Wenn nur die Bedrohung nicht wäre.«

Diondra war schon ein paar Schritte vorgegangen und drehte sich wieder um. »Richtig, die Bedrohung, John. Sie ist es, die mich von den Problemen ablenkt.«

»Und was soll ich dagegen tun?«

»Ich sagte Ihnen schon, einfach nachdenken. Vielleicht finde ich eine Lösung.«

Sie wollte nichts mehr sagen und ging zur Wohnungstür. Ich konnte schlecht in diesen Räumen bleiben, wenn Diondra nicht da war.

Noch war es hell, aber in dieser Umgebung wirkte auch ein Sonnentag immer düster. Hier kam nicht so viel vom Licht rüber. Ein Schutz- oder Abwehrschild hatte sich über das Gelände gelegt, um nur nichts Fremdes herankommen zu lassen.

Diondra Mayne öffnete die große Tür. Von den Leibwächtern sah ich nichts. Ich wunderte mich darüber, zumindest Cusor hätte erscheinen müssen. Auch er ließ sich nicht blicken.

Als wir auf der Treppe standen und unsere Gesichter in den Wind hielten, erklärte mir Diondra, dass sie gern allein sein würde.

»Sie haben keine Furcht?«

»Danke, John, ich komme schon zurecht.«

»Was ist mit den anderen vier Aufpassern? Sie sind auch nicht in der Nähe, und Sie werden sehr allein sein.«

Diondra nickte. »Das weiß ich. Es macht mir nichts aus, denn das bin ich gewöhnt.«

»Keine Furcht?«

Sie schüttelte den Kopf. Ich wusste nicht, ob ich es ihr glauben sollte, aber ich konnte nichts tun, und deshalb ließ ich sie gehen. Als schmale Gestalt schritt sie durch das Gras. Sie machte einen so hilflosen Eindruck. Jeder, der sie sah, wollte sie beschützen, aber so sah es meiner Ansicht nach nicht aus. Mich hatte Diondra Mayne nicht täuschen können. Ich dachte über sie nach und stellte mir die Frage, wer sie eigentlich war. Okay, sie war ein Mensch, eine Frau mit besonderen Fähigkeiten, ein Genie. Doch war das alles? Konnte ich mich damit zufrieden geben?

Im Prinzip schon, nur wollte ich es nicht. Das war einfach nicht alles, zum Teufel! Es musste mehr hinter dieser Person stecken. Eine überbegabte Person, das stimmte schon, auch ein Genie, aber sonst…

Es war schwer für mich, zu einem Resultat zu gelangen; denn zu wirr waren meine Gedankengänge. Andererseits aber konzentrierten sie sich auf einen Punkt. So sehr ich davon auch abweichen wollte, es gelang mir nicht. Er war fantastisch, aber nicht unmöglich. Damit war ich wieder beim alten Thema. Gehörte diese Frau zu einer Art neuem Mensch? Eine andere Spezies, die dem allmählichen auslaufenden Jahrhundert Rechnung trug? Denn immer hatte es um diese Zeiten Veränderungen gegeben. Besonders im historischen und politischen Bereich. Auch in der Soziologie hatte sich etwas getan, ich aber spann den Faden weiter.

Konnten sich auch Dämonen darauf einstellen? Fremde, unheimliche Mächte diesem Zustand Rechnung tragen?

Ich wusste es nicht, aber der Gedanke ließ sich auch nicht vertreiben, und er konzentrierte sich natürlich auf die Person der Diondra Mayne. Wer war sie? über welche Fähigkeiten verfügte sie? War sie nur ein mathematisches Genie oder auch eine Gestalt, die etwas mit der Vergangenheit zu tun hatte, denn aus ihr war angeblich die Bedrohung emporgestiegen, die Diondra quälte.

Ich sah sie vor dem »Pavillon«, wo sie für eine Weile stehen blieb.

Sie schaute sich nicht zu mir hin um, blickte sehr wohl in andere Richtungen. Wenig später öffnete sie die Tür und war verschwunden.

Ich hatte das Gefühl, als wäre sie in ein Grab aus der Vergangenheit getreten…

***

Als Professor Palmer nach seinem Mantel griff, stand plötzlich seine Frau neben ihm. »Willst du es dir nicht noch einmal überlegen, Robert?«, fragte sie leise.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Rebecca, nein. Ich habe es mir schon überlegt. Ich habe lange nachgedacht und alle Möglichkeiten durchgewälzt. Aber es ist…«

»Bitte!«
Er schüttelte den Kopf. »Ich muss zu ihr, Rebecca. Verstehst du das denn nicht? Ich muss endlich wissen, was mit dieser Person los ist. Ich kann zwar mit meinen Erlebnissen oder auch Halluzinationen leben, aber ich will herausfinden, welchen Ursprung sie haben. Woher sie gekommen sind. Es muss ein Motiv geben.«
»Dabei stimme ich dir zu.« Sie legte ihr Gesicht in sorgenvolle Falten. »Nun weißt du auch, dass ich Angst um dich habe. Du begibst dich meiner Ansicht nach auf ein Parkett, das zu glatt für dich ist. Du bist dafür nicht geschaffen.«
»Meinst du?«
»Ja. Wir haben beim Frühstück lange genug darüber geredet. Wir beide sind zwar verheiratet, trotzdem aber sehr unterschiedlich. Ich sehe die Welt anders als du. Ich bin gefühlsbetont, du bist mehr der Realist, und ich möchte nicht, dass du dabei in ein tiefes Loch stürzt und möglicherweise darin umkommst.«
»Keine Sorge, ich habe alles überstanden.«
»Bisher. Das war das Vorspiel, Robert. Ich behaupte, dass du diese Frau gar nicht kennst. Du weißt, dass sie eine blendende Mathematikerin ist, ein Genie, aber was weißt du denn wirklich von ihr? Von ihrer Herkunft, von ihrer Seele, von ihren Träumen meinetwegen. Denn das ist bei einem Menschen wichtig. Es ist die Basis, aus der sich alles andere einfach entwickelt.«
»So denkst du.«
»Du solltest es ebenfalls tun.«
Der Professor seufzte auf und legte seine Hand auf die Klinke der Haustür. »Wenn du mich jetzt noch lange aufhältst, wird es dunkel. Du möchtest auch nicht, dass ich in der Finsternis fahre – oder?«
»Ich will, dass du hier bei mir bleibst.«
»Sie wird mich schon nicht fressen.« Palmer erschrak selbst über seine Bemerkung, denn er dachte an die Szene, die er gesehen hatte.
Da hatte Diondra einen Arm in der Hand gehalten. Er schüttelte sich und öffnete hastig die Tür.
Wind war aufgekommen und erfasste ihn. Dieses Haus lag relativ einsam und auch ziemlich deckungslos. Zwar in einer kleinen Mulde, und zwar zur Westseite, von einem Stein, auf dem eine Hecke wuchs, umgeben, aber wenn der Wind es wollte, fauchte er in jede Ecke hinein, das war auch jetzt der Fall.
Der Professor duckte sich und lief auf seinen Wagen zu. Rebecca hatte ihm erst folgen wollen, überlegte es sich anders und blieb vor der Tür auf der Außentreppe stehen. Sie spürte den Wind in ihrem Gesicht, sie spürte auch das Brennen in ihren Augen und wusste, dass es Tränen waren, die sie einfach nicht hatte zurückhalten können.
Ihr Mann stieg ein. Er schnallte sich an, er startete den Motor. Alles

völlig normale Vorgänge. Nicht aber für Rebecca. Ihr kam es vor, als sähe sie die zum letzten Mal.

Palmer fuhr an. Er hatte dabei seinen Kopf nach rechts zum Haus gedreht, wo Rebecca stand. Langsam rollte er an der Treppe vorbei und hob die Hand zum Gruß.

Die Frau winkte matt zurück. Noch immer musste sie weinen und ärgerte sich dabei über sich selbst. Sie schluckte, aber das Brennen wollte aus dem Hals nicht verschwinden.

Rebecca hatte viel über Vorahnungen gelesen. Bisher war dieses Gebiet für sie reine Theorie gewesen, heute aber dachte sie anders darüber, denn auch sie war von einer Vorahnung überrascht worden. Es konnte durchaus möglich sein, dass sie ihren Mann zum letzten Mal sah, denn sein Ziel empfand Rebecca als gefährlich und unmenschlich. Sie kannte Diondra nicht, aber diese Person flößte ihr Angst ein. Robert hatte oft genug von ihr berichtet und über sie eigentlich nichts Menschliches gesagt. Diese Frau war eine Maschine, und sie war gleichzeitig ein Rätsel. In ihr steckten zahlreiche Geheimnisse. Es würde schwer sein, sie an die Oberfläche zu holen, und wenn sie einmal dort waren, dann würde es noch schwerer sein, sie zu begreifen.

Manchmal konnten Geheimnisse auch tödlich sein…

Dieser Gedanke ließ die Frau schaudern. Sie drehte sich hastig um und ging wieder zurück ins Haus. Dort stellte sie sich in den Wohnraum und schaute mit leeren Blicken aus dem Fenster. In der Ferne sah sie das Meer, doch Trost konnte ihr der wogende Wasserteppich auch nicht geben. Im Gegenteil, sein Grau kam ihr vor wie eine finstere Drohung…

***

Urplötzlich war die Hand da, ich sah den Arm – und erhielt den Schlag gegen die Brust, der mich nach hinten schleuderte, wobei ich nicht fiel, denn die Finger der Hand zogen sich zusammen und hielten mich an der Kleidung fest.

»Was willst du hier?«

Erst als ich die Stimme hörte, sah ich auch den Kerl, der gesprochen hatte. Er war hinter dem Baum hervorgekommen, der ihm bisher als Deckung gedient hatte, und für mich war er ein Fremder.

Er hielt mich noch immer fest. Aus kurzer Distanz schauten wir uns in die Augen.

Dieser Mann konnte Kindern Angst einjagen. Er sah aus wie ein Indianer, war kleiner als ich, aber sehr muskulös. Sein schwarzes Haar reichte bis zu den Schultern. Das schmale Gesicht zeigte keine Falte, und ebenso schmal wie diese Umrisse waren auch seine Augen und der Mund. Er trug einen dicken Pullover, Jeans und Turnschuhe.

Waffen entdeckte ich bei ihm nicht. Wahrscheinlich steckten sie im Gürtel, über den der graue Pullover fiel.

»Lassen Sie mich los«, forderte ich ihn auf.

»Nein!«

»Hören Sie.« Ich holte tief Luft und überlegte, ob ich ihm auf die Zehen treten sollte. Das hätte nichts gebracht, ich wollte mich nicht mit ihm prügeln. Mittlerweile ahnte ich, mit wem ich es zu tun hatte. Es musste einer der anderen Leibwächter sein.

Ich war nicht wieder in das Haus zurückgegangen, sondern hatte mich im großen Gelände umschauen wollten. So war ich auch an die Rückseite gelangt, wo die Pflanzenwelt wild wucherte und sich niemand um eine Ordnung kümmerte. Ich hatte meine Chance nützen wollen, solange es noch hell war, nun aber war mir dieser Typ dazwischengekommen.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich. »Sie sollten wissen, mit wem Sie es zu tun haben.«

Der »Indianer« überlegte. Schließlich nickte er. »Dann sind Sie der Mann, der noch kommen sollte.«

»Ja, Sie können sich bei Ihrem Chef Cusor erkundigen. Mit ihm habe ich bereits gesprochen.«

Er ließ mich los, widerwillig, wie mir schien. »Cusor sprach von einem Bullen.«

»Ich bin Polizist.«

»Aha.«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Zingara.«

»Okay. Sie gehören zu Cusor. Ich dachte, Sie wären im Haus, um dort die Monitore zu überwachen.«

»Es reichen zwei aus.«

»Welche Aufgabe haben Sie?«

Er hob die Schultern. »Ich schaue mich nur um, Mister. Ich warte auf Leute wie Sie. Immer wieder versuchen es irgendwelche Typen, auf das Grundstück zu gelangen. Dem muss ich einen Riegel vorschieben. Wir haben hier einen Job zu erfüllen.«

»Ja, das weiß ich. Aber haben Sie sich nicht zu viel zugemutet, Zingara? Das Gelände ist groß und…«

»Keine Sorge, Bulle, ich bin gut.« Er leckte über seine Lippen. »Ich spüre es, wenn andere hier eindringen. Ich habe einen gewissen Geruch für Menschen. Das habe ich bei Ihnen bewiesen.« Er entspannte sich und fragte: »Was wollen Sie eigentlich hier?«

»Aufpassen!«

Zingara lachte leise, und ungewöhnliche Geräusche drangen aus seinem Mund, die auch ein Tier hätte abgeben können.

Zwei Leibwächter kannte ich. Ich war gespannt, wie die anderen

beiden wohl aussähen, doch ich unterdrückte meine Emotion und erkundigte mich, ob alles okay war.

»Hier draußen schon«, erwiderte Zingara. »Ich habe nichts entdecken können.«

Die Antwort gefiel mir, denn ich dachte dabei an Suko. Er sollte auf keinen Fall gesehen werden. »Bleiben Sie noch länger außerhalb des Hauses?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil ich mich ebenfalls ein wenig umschauen möchte. Wenn Sie also jemand sehen oder hören, dann bin ich es. Nicht dass Sie wieder durchdrehen und mir beweisen müssen, wie gut Sie sind.«

»Keine Sorge, ich habe begriffen.«

»Wie schön.«

Er hielt mich nicht auf, als ich mich umdrehte, wegging und ihn einfach stehen ließ. Beide Leibwächter wollten mir nicht aus dem Kopf. Ich wusste nicht, woher sie stammten. Engagiert worden waren sie von Sir Anthony Rowles, und der schien besondere Beziehungen zu irgendwelchen fremden Typen zu haben. Vielleicht zu Söldner-Truppen, denn Konzernchefs wie er hatten ihre Finger in vielen Kuchen stecken und pflegten die entsprechenden Verbindungen.

Ich mochte diese Typen nicht, denn ich kenne andere Leibwächter, die von seriösen Firmen vermietet werden und auch nichts gegen die Polizei hatten.

Bevor ich einen Bogen schlug, um hinter einem dichten Buschgürtel zu verschwinden, schaute ich mich noch einmal um. Zingara hatte sich nicht vom Fleck gelöst. Nach wie vor stand er an derselben Stelle. Es war nicht einmal zu erkennen, ob er mir nachschaute, aber ich rechnete sicherheitshalber damit, dass er mir auf den Fersen blieb.

Der Park war ein Dschungel!

Zumindest musste ich das Gebiet, in dem ich mich befand, als einen solchen ansehen. Das dichte Gestrüpp umwucherte mich, es gab keinen Pfad, ich arbeitete mich durch und war froh, dass ich schließlich unter hohen Bäumen stand, die weit über mir ein laubloses, sperriges Dach bildeten, als wären ihre Äste zu Fingern geworden, die sich ineinander zum Gebet verschlangen.

Natürlich wollte ich nicht wie ein Stromer durch die Gegend schleichen. Um mir den Park oder das Gelände genau anzuschauen, war es einfach zu groß. Dazu hätte ich einen Tag gebraucht, mich würde die Dunkelheit bald einholen, und bis es so weit war, wollte ich mir einige Vorteile verschafft haben.

Natürlich hätte ich auf dem direkten Weg den »Pavillon« erreichen können. Es wäre leichter, aber auch auffälliger gewesen, und ich hatte vor, nicht zu schnell von Diondra oder den Leibwächtern gesehen zu werden. Aus diesem Grunde hatte ich mich für einen Umweg

entschieden, wobei ich gleichzeitig hoffte, dass Diondra lange genug in ihrem Pavillon blieb.

Der Atem kondensierte vor meinen Lippen. Lautlos bewegte ich mich nicht. Es lag einfach zu viel Laub auf dem Boden, außerdem Zweige und Äste, die der Sturm abgerissen hatte.

Der große Bogen würde mich auch zum Teich hinführen. Hatte ich ihn passiert, kam ich auch an die Rückseite des Pavillons heran. Dabei hoffte ich, es mit einem normalen Gewässer zu tun zu haben und nicht mit einem Zombie-Teich, wie er mir vor kurzem begegnet war.

Mich umgab wenig Licht, dafür mehr Schatten. Überall sah ich Bewegungen, ich hörte das Knistern und Schaben. Ich schreckte Vögel auf, die mit krächzenden Schreien ihre Plätze verließen und in die Höhe flatterten.

Obwohl der Weg unbequem war, ging ich in weiter, weil ich den Bogen groß genug schlagen wollte. Des Öfteren blickte ich mich um, ohne allerdings einen Verfolger zu sehen. Entweder war Zingara zurückgeblieben, oder er verstand es wirklich, sich wie ein Indianer zu bewegen. Lautlos und unsichtbar.

Die Grenze des Grundstücks hatte ich noch nicht erreicht, denn von der Hecke sah ich noch keinen Zipfel. Aber das Gelände stieg mittlerweile an, und ich wusste, dass ich auf einer bestimmten Höhe sein musste, um an die Rückseite des Pavillons zu gelangen.

Zur linken Hand schimmerte etwas Dunkles durch die Lücken zwischen den Baumstämmen. Es war die Oberfläche des kleinen Teichs. Sie wurde vom Wind gekräuselt, und die Wellen liefen aufeinander zu, wobei sie sich überschlugen und kleine Schaumkronen bildeten.

Es wurde Zeit für mich, den Wald zu verlassen. An seinem Rand blieb ich stehen. Ein Lächeln huschte um meine Lippen, denn ich hatte genau den Punkt erreicht, den ich wollte.

Schräg unter und gleichzeitig vor mir sah ich den Teich und natürlich den Pavillon.

Es war noch hell genug, um Einzelheiten an dem kleinen Bau entdecken zu können.

Von der Rückseite her machte er auf mich keinen anderen Eindruck als von vorn. Auch dort wirkte vieles verfallen und renovierungsbedürftig. Das Dach zeigte hier ebenfalls Löcher und Risse. Ein schwerer Sturm konnte alles zusammenkrachen lassen.

Am Pavillon bewegte sich nichts. Die anderen Aufpasser hatten die Frau allein gelassen. Sie kümmerten sich um ihre Aufgaben, versteckten sich im Haus oder liefen durch das Gelände.

Der Bau wirkte wie ein Totenhaus, ein Gebäude, aus dem jegliches Leben und auch alle Freude herausgezerrt worden waren. Allmählich verstand ich, was Diondra mit dieser Bedrohung meinte. Sie war

sicherlich sehr sensibel, und wahrscheinlich hatte sie in diesem schrecklichen Haus – schon mehr eine große, kalte Gruft – Depressionen bekommen.

Aber war es das wirklich? Ich schüttelte über meine eigenen Vermutungen den Kopf, denn so einfach wollte ich es mir nicht machen. Bestimmt lag der Fall komplizierter, denn eine Depression stammte keinesfalls aus der Vergangenheit, und davon hatte sie ja mit mir gesprochen. Da musste etwas anderes eine Rolle gespielt haben.

Jedenfalls war, allen Äußerlichkeiten nach zu urteilen, der Weg frei. Ich suchte mir eine Strecke aus, bei der ich vom Haus her nicht so schnell gesehen werden konnte, denn zwischen dem Teich und dem Rand des Waldes war die Fläche ziemlich frei. Gras und Unkraut vermischten sich miteinander, zum Teil be- oder überdeckt von knorrigem Wintergestrüpp. Da es bald dunkel werden würde, musste ich mich beeilen, dennoch ging ich geduckt, ein ziemlich anstrengendes Laufen, aber das konnte ich durchhalten, damit hatte ich keine Probleme.

Noch immer hinterließ der Wind auf der Wasserfläche ein gekräuseltes Muster. Er wehte mir auch ins Gesicht, ich spürte seine Kälte, und sie war mir unangenehm. Ich empfand sie anders als im Wald selbst, als wäre sie aus Tiefen gekommen, die für Menschen normalerweise nicht zugänglich waren.

Der Untergrund dämpfte meine Schritte. Nur das leise Tappen begleitete mich wie der Schlag eines unregelmäßigen Uhrwerks. Ich war mittlerweile relativ nah an den Pavillon herangekommen. Um ihn herum war eine bestimmte Fläche regelrecht leer. Da wuchs kein Gras mehr. Der graubraune Boden wirkte wie ein verbranntes Stück Erde.

Die ersten Abendwolken waren aufgezogen und bildeten ein düsteres Dach. Die Schatten waren noch dichter geworden, wobei das freie Gelände vor mir davon nicht so stark beeinträchtigt wurde.

Ich lief die letzten Schritte, die mich auch am Teich vorbeiführten.

Das Wasser war düster, es schien selbst mit Schatten gefüllt zu sein, die sich aus den Farben Schwarz und Grün zusammensetzten. Ich wusste auch nicht, weshalb, aber jetzt, so relativ kurz vor dem Ziel, bekam ich schon Herzklopfen. Es hatte sich äußerlich nichts verändert, ich verließ mich dabei einzig und allein auf mein Gefühl, das ich nicht als positiv ansah.

Die Rückseite des Pavillons wuchs dunkel vor mir hoch. Wenn mich nicht alles täuschte, war er früher einmal sechseckig gebaut worden, doch wegen der Düsternis konnte ich es nicht genau erkennen. Da verschwammen die Ecken etwas.

Wichtig waren für mich die Fenster. Davon entdeckte ich zwei.

Zwei andere mussten an der Vorderseite liegen. Fenster, die keine normale Größe hatten, niedrige, lange Fenster, und das Glas einer

Scheibe sah ich nicht. Wer immer sich darin aufhielt, er würde auch in der Zugluft sitzen. Jetzt wusste ich, weshalb sich Diondra eine Strickjacke übergestreift hatte.

Ich erreichte die Mauer.

Zwischen zwei Fenstern duckte ich mich. Allmählich beruhigte sich auch mein Atem. Um eins mit der Natur zu werden und um meine Sinne zu schärfen, musste ich einfach zu einer inneren Ruhe finden. Jegliche Nervosität und Überreaktion waren falsch am Platz.

Ich bewegte mich ein wenig weiter vor und achtete bei mir auf jedes Geräusch, um mich nicht zu verraten. Ich wollte Diondra nur beobachten und hoffte, dass man sie auch aus den Reihen der Leibwächter in Ruhe ließ.

Dicht neben mir befand sich das Fenster. Bevor ich hindurchschaute, hörte ich etwas.

Zuerst dachte ich an das Flüstern des Windes, der durch die offenen Luken fuhr und sich im Innern des Pavillons traf, aber das war es nicht. Ich hörte eine Stimme.

Diondra sprach.

Mit wem?

Erst als einige Sekunden vergangen waren, stellte ich fest, dass sie mit sich selbst redete. Das wiederum wunderte mich, da ich mir keinen Reim darauf machen konnte.

Warum sprach sie? Ich dachte nach und kam zu dem Entschluss, dass sie entweder betete oder etwas beschwor, denn Menschen, die Beschwörungen durchführten, wirkten so, als würden sie mit sich selbst sprechen, wobei sie allerdings irgendein fernes Wesen meinten, von dem sie sich Hilfe erwarteten.

Ich richtete mich auf. Mein Mund war trocken geworden. Der Magen lag wie ein Stein in meinem Körper. Trotz der Kühle hatte sich ein Schweißfilm auf meiner Stirn gebildet. Im Nacken spürte ich das Ziehen. Diese Symptome waren mir im Prinzip nicht unbekannt. Sie traten immer dann auf, wenn ich vor eine wichtigen Entscheidung stand.

Hier auch?

Ich drängte alle Gedanken an die Zukunft zurück und wollte eigentlich nur die Person der Diondra Mayne sehen. Hoffentlich schaute sie nicht gerade auf dieses Fenster, denn entdeckt werden wollte ich auf keinen Fall.

Ich lugte hinein.

Finsternis füllte den Innenraum aus. Zumindest hatte ich beim ersten Hinschauen den Eindruck. Dann aber sah ich, dass es nicht so dunkel war, denn durch die lukenartigen Fenster drang genügend graues Licht, um den Innenraum des Pavillons auszuleuchten.

Ich hatte zumindest damit gerechnet, eine Bank oder Stühle zu sehen,

das war nicht der Fall. Es gab zwar eine Sitzgelegenheit, nur bestand diese aus einem schlichten Holzklotz, der normalerweise als Unterlage beim Holzhacken diente.

Auf ihm saß Diondra!

Ich hatte Glück, denn die junge Frau drehte mir den Rücken zu.

Mich irritierte ihre Haltung ein wenig, denn sie saß keinesfalls aufrecht und gerade, sondern mit dem Oberkörper nach vorn gebeugt, als wäre sie dabei, über alle Probleme der Welt nachzudenken, die auf sie niederfielen. Dann vergrub sie das Gesicht in den Händen.

Sie bewegte sich nicht, ich hörte sie aber und hatte trotzdem den Eindruck, dass sie nicht sprach.

Flüsternde Laute durchwehten den Pavillon. Ich bekam einen leichten Schauder, denn ich dachte daran, dass mir dieses Flüstern nicht unbekannt war.

Ich hatte es in meinem Zimmer gehört und dort das Gefühl gehabt, dass es aus dem Schrank gekommen wäre.

Stimmen wehten herbei.

Weinerliche Laute manchmal, dann wieder böse, grässlich oder kichernd, sodass ich den Eindruck hatte, mehrere unsichtbare Sprecher im Pavillon versteckt zu wissen.

Aber ich sah niemand – bis auf Diondra. Und sie bewegte sich nicht. Sie saß versunken auf dem Bauklotz, sie wirkte noch schmaler, als sie ohnehin schon war. Auf mich machte sie den Eindruck eines Menschen, der Hilfe vertragen konnte.

Was sollte ich tun? War es sinnvoll, Diondra zu stören, um ihr die entsprechenden Fragen zu stellen? Sollte ich abwarten und mich auf die Stimmen konzentrieren, deren Worte ich leider nicht verstand?

Ich ging einfach davon aus, dass es Worte waren, die sich zu Sätzen zusammenfügten, nur verstand ich die Sprache nicht. Sie musste uralt und archaisch sein.

Eines stand fest.

Diondra hatte nicht gesprochen. Ich allerdings dachte an die Erklärung von der Bedrohung. Hatte sie nicht davon gesprochen, dass diese Bedrohung sie aus der Vergangenheit erreichen würde? Dass sie allmählich in die Höhe stieg, ihre Zeit verlassen hatte, um für die Zukunft Zeichen zu setzen?

Das alles ging mir durch den Sinn, nur gab es dafür keine Beweise.

Ich konnte nur spekulieren und musste für eine Antwort selbst mit Diondra Mayne sprechen.

Jedenfalls war dies hier nicht normal. Irgendwo war ich auch froh, gekommen zu sein, denn dieser Fall entwickelte sich in eine Richtung, die mich interessierte.

Es brachte nichts, wenn ich ihr noch länger zuhörte. Es war besser, wenn ich mich hier zeigte. Jetzt befand sie sich in einer anderen

psychischen Situation, sie würde möglicherweise einen Schock bekommen, wenn ich auftauchte.

Ich zog mich von meinem Beobachtungsplatz zurück, fing damit an, den Pavillon zu umschreiten. So leise wie möglich, nur kein Knirschen beim Gehen. Nichts sollte Diondra stören.

Das große Haus war noch zu sehen. Es warf bereits einen tiefen Schatten an der Vorderseite.

Hin und wieder wehte der Wind wie ein heftiger Atemzug durch das Geäst der Bäume. Ich hörte ein fernes Rauschen und spürte immer wieder die kalte Luft, die gegen mein Gesicht schlug.

Neben dem Eingang blieb ich stehen. Vom Haus her war ich jetzt relativ gut zu sehen, vertraute jedoch auf mein Glück, dass niemand am Fenster stand und in den Park schaute.

Der Pavillon hatte keine Tür. Erst jetzt fiel es mir auf. Ein hohes, viereckiges Loch bildete den Eingang, durch den ich mich schieben musste.

Aus dem kleinen Gartenhaus hörte ich ein langes Seufzen. Diondra hatte es ausgestoßen, bevor sie wieder den Stimmen lauschte, die nun hektischer auf sie einsprachen.

Bevor ich hineinging, schaute ich um die Türecke. Sie saß noch immer gebückt da, aber sie bemerkte mich nicht, da sie ihren Blick zu Boden gesenkt hatte und ihr Gesicht noch immer mit beiden Händen umfasste. Sie war völlig in sich selbst zurückgezogen, die Umwelt existierte nicht mehr, ein Zustand der Trance hielt sie umfangen.

Der Eingang war so hoch, dass ich gerade hindurchpasste und mich nicht zu ducken brauchte. Ich blieb auf der Schwelle stehen.

Dabei hörte ich die unheimlichen Stimmen deutlicher. So etwas wie Hass erreichte meine Ohren. Das war eine verflucht gefährliche Botschaft, ich kam mir hier so fremd vor, wie von schrecklichen Feinden umgeben.

Ich musste behutsam an das Problem herangehen und versuchte es zunächst mit einem Räuspern.

Nichts geschah.

Ich wartete ab.

Die Stimmen wurden schwächer. Sie sanken ineinander, aber sie wehten nicht fort.

»Diondra…«

Jetzt zuckte sie zusammen, als sie ihren Namen hörte. Die Hände lösten sich von ihrem Gesicht, und sie fielen flach auf die Oberschenkel.

»Bitte, Diondra…«

Sie hob den Kopf. Sehr langsam und betulich. Sie wirkte hilflos, man konnte direkt Angst um sie bekommen, und als sie mich anschaute, sodass ich ihr Gesicht sehen konnte, da kam es mir vor wie eine

bleiche Maske. Erkannte sie mich überhaupt? Wusste sie, wer hier auf sie wartete?

Jedenfalls war in ihren Augen davon nichts zu sehen. Diese Frau war noch immer mit sich selbst beschäftigt. Ein Zittern lief über ihren Körper, sie bewegte die Handflächen auf ihren Schenkeln, schaute sich dabei nach links und rechts um, als wollte sie dabei nach bestimmten Dingen suchen. Aber die Stimmen waren nicht mehr zu hören, und es zeigte sich auch niemand, der gesprochen haben könnte.

Ich hob die Hand.

Es war eine für beide günstige Bewegung, denn sie riss Diondra aus ihrer Lethargie. Sie hob den Kopf, wir sahen uns an, und ich quälte mir ein Lächeln ab, von dem ich hoffte, dass es nicht zu aufgesetzt wirkte.

»Sie sind hier?«

»Ja, ich…«

Diondra schüttelte den Kopf, als könnte sie es nicht fassen. Sie breitete die Arme aus, sie hob die Schultern an und atmete tief ein und aus. »Es ist nicht gut…«

»Warum nicht?«

»Nein, es ist nicht gut«, wiederholte sie. Dabei war mir ihre Stimme fremd. Zudem hatte sie die Worte nur mühsam formen können.

Sie klangen auch wie nachgesprochen.

»Ich warte noch auf eine Antwort.«

»Gefahr«, sagte sie.

»Durch Sie?«

»Nein«, erwiderte sie nach einer Weile. »Nicht durch mich. Durch die Bedrohung. Ich habe sie gespürt, sie ist da, sie hat mich eingeholt. Sie erinnerte mich an etwas.« Ihr Mund zuckte. »Die Vergangenheit, die Wolke, das andere Wissen…«

Ihre Worte waren erstickt. Ich hatte sie allerdings gut verstanden und grübelte darüber nach, was sie mit dem Begriff anderes Wissen gemeint hatte. War es nur eine Formulierung für ihre außergewöhnlichen Kenntnisse, oder steckte da etwas anderes dahinter?

Ich tippte auf das zweite. Mit einer entschlossenen Bewegung streckte ich ihr meine Rechte entgegen. Sie musste das Zeichen verstehen, ich wollte sie von ihrem unbequemen Sitzplatz wegziehen, aber Diondra gehorchte mir nicht. Sie übersah die Hand einfach.

»Nein«, sagte sie, »nein, nicht mit Ihnen. Sie sollen gehen, alle sollen gehen.«

»Wir sind zu Ihrem Schutz da!«

Es war der richtige Satz gewesen. Plötzlich klang ihre Stimme beinahe wieder normal. »Schutz? Wer kann mich denn schützen? Kein Mensch schafft dies. Nein, so etwas geht nicht. Man muss mich nicht

vor anderen Dingen schützen oder vielleicht auch. Wichtig ist der Schutz vor der Bedrohung, vor den alten Kräften, vor dem anderen Wissen, aber das kann niemand. Deshalb gehen Sie.«

»Nein, ich bleibe bei Ihnen.«

Sie atmete tief ein. »In der folgenden Nacht wird er kommen«, flüsterte sie.

»Wer? Wer wird kommen?«

»Der Tod…«

Es hatte unheimlich geklungen, und selbst ich konnte den Schauder nicht unterdrücken. Sie hatte sehr ernst gesprochen, und ich glaubte es ihr sogar.

»Der Tod?«, wiederholte sie. »Das ist mir zu allgemein und auch zu abstrakt. Wie soll der Tod denn kommen? Hat er eine Gestalt? Werden wir überfallen? Ist es eine Bedrohung, Diondra? Ist es das wirklich? Können Sie das so ohne weiteres sagen?«

Sie gab mir keine Antwort. Aber ihre Bewegungen ließen schon einige Rückschlüsse zu, denn sie rutschte auf ihrem harten Sitzplatz unruhig hin und her, und ich hatte auch den Eindruck, als würde sie wieder nach den Stimmen lauschen.

Das wollte ich genauer wissen. So fragte ich sie: »Was waren das für Stimmen? Wer hat mit Ihnen geredet, Diondra? Ich habe sie gehört, denn ich stand an der Rückseite und konnte lauschen.«

»Das war nicht gut.«

»Ich will es nicht beurteilen, ich hatte nur die flüsternden Stimmen gehört,«

»Die Geister…«

»Welche?«

»Totengeister.«

»Das verstehe ich nicht.«

Sie winkte ab. »Die Bedrohung kann niemand aufhalten. Sie ist nicht nur auf dem Weg, sie ist schon da. Sie wird den Kessel des Schreckens zulöten, sodass sich niemand mehr aus ihm befreien kann.« Mit einem Ruck stand sie auf, so heftig, dass ich erschrak. Sie hatte sich von einer Sekunde zur anderen gewandelt.

»Ich werde gehen«, sagte sie.

»Darf ich Sie zum Haus begleiten?«

Diondra Mayne hob die Schultern, bevor sie mir eine Antwort gab, die ich nicht begriff. »Sehen Sie gern an der Seite Ihrer Mörderin ins Grab…?«

***

Der Mann mit der roten Narbe am Kinn und der etwas schief sitzenden Nase – die Folge einer Auseinandersetzung – hieß Rutger. Er war als Letzter zu Cusors Truppe gestoßen und hatte zusammen mit

seinem Partner Lennox den Auftrag bekommen, die vier Monitore zu überwachen. Ein Job, der ihm stank, denn im feuchten Keller zu hocken, umgeben von einem künstlichen Licht, das war nicht seine Sache. Er hätte sich liebend gern im Freien bewegt, doch Cusor hatte nun einmal bestimmt, und daran musste man sich halten. Wer es nicht tat, flog.

Lennox war mal verschwunden. Angeblich hatte er auf die Toilette gemusst, doch was er dort so lange tat, wollte nicht in Rutgers Kopf.

Vielleicht war er auch durch eine der Hintertüren verschwunden und trieb sich jetzt im Park herum.

Zu sehen war er auf den Bildschirmen nicht. Klar, es lag auf der Hand, denn Lennox wusste schließlich, wo die Kameraaugen postiert waren, und von ihnen konnte er sich fernhalten.

Er wartete weiter, schaute auf die Schirme, die die Außenbilder nur undeutlich wiedergaben, denn es wurde allmählich dunkler, die Schatten verdichteten sich, und die Kameras gehörten nicht zu den besten. Ihr Auflösungsvermögen hielt sich in Grenzen.

Zwar würde er in der Nacht noch etwas erkennen können – Infrarot ermöglichte dies –, nur waren die Bilder nie so klar, wie er es sich gewünscht hätte. Um etwas sehen zu können, musste er schon sehr genau Acht geben.

Rutger kaute Gummi. Er war ein sehr schwerer Mann, nicht dick, doch mit einem starken Knochenbau. Dass man ihn in einigen Ländern Afrikas als Killer suchte, störte ihn nicht. Es hatte auch Cusor bei der Einstellung nicht gekümmert, man kannte sich aus der Ferne, man hatte voneinander gehört, und man wusste auch, was man voneinander zu halten hatte.

Die Monitore zeigten zwangsläufig vier verschiedene Bereiche. Da war zunächst die Umgebung des Tores, zum anderen wurde die Vorderseite des Hauses überwacht. Eine dritte Kamera stand an der Rückseite, und eine vierte beobachtete die Strecke, die zum Wald hinführte. Dort hatte Lennox nur kurz einen Fremden gesehen, war aber nicht in Alarmbereitschaft versetzt worden, denn von Cusor wusste er, dass sich noch ein Bulle auf dem Gelände befand. Er war als direkter Leibwächter für das Zielobjekt abgestellt worden.

Diese Tatsache hatte bei den anderen vier Bodyguards die Spannung erhöht. Niemand engagierte einen Leibwächter ohne triftigen Grund, also musste eine Bedrohung vorliegen, und anscheinend war dieser Bulle besser geeignet, damit fertig zu werden. So jedenfalls hatte der Auftraggeber gedacht.

Für einen Mann wie Rutger war das unbegreiflich. Ihm fehlte es an der Vorstellung, dass ein Polizist besser sein sollte als er, und sollte sich die Gelegenheit ergeben, würde er es diesem Bullen auch beweisen, von dem selbst Cusor nicht viel hielt.

Er spürte die Sucht nach einem Drink. Diese Luft hier unten war nicht nur feucht, sie sorgte komischerweise auch für einen Durst, und Rutger leckte sich die Lippen. Er stellte sich vor, Whisky statt Speichel in seinem Mund zu spüren, fluchte dann und riss sich zusammen, denn es war streng verboten, Alkohol bei der Arbeit zu trinken. Wenn der Job vorbei war, würde er sich volllaufen lassen.

Auf den Schirmen tat sich nichts Besonderes. Nicht einmal die Außenleuchte vor dem Haus war eingeschaltet worden. Das würde sich schon regeln. In der Helligkeit konnte er dann mehr erkennen.

Rutger dachte an die Frau, von ihnen Objekt genannt. Er wusste nicht genau, wer diese Diondra Mayne war. Er hatte nur Vermutungen gehört. Angeblich sollte sie ja ein Genie sein. Der Mann wusste nicht, wie ein Genie aussah, doch so wie diese Frau hatte er sich sicherlich keines vorgestellt. So unscheinbar und blass, ängstlich und auch komisch. Bei der Vorstellung hatte sie zu Boden geschaut, als würde sie sich vor den Männern schämen. Er konnte sich nicht einmal vorstellen, mit einer derartigen Frau ins Bett zu gehen, obwohl er im Prinzip ein scharfer Hund war, aber nicht mit einer wie Diondra.

Und doch schien sie einen großen Konzern in Atem zu halten, denn für ihn war sie wichtig.

Lennox war noch immer nicht zurückgekehrt. Allmählich stieg in Rutger die Wut hoch. Dieser Typ wollte ihn reinlegen, aber da sollte er sich geschnitten haben. Sobald er zurückgekehrt war, wollte Rutger für ebenso lange Zeit verschwinden.

Etwas lenkte ihn ab.

Stimmen?

Rutger saß da, ohne sich zu bewegen, bis er die zischenden Geräusche von den Monitoren her hörte, hinausschaute und nun entdeckte, dass alle vier gestört waren.

Über die Bildschirme hinweg tobte der Schnee, und dazwischen zuckten breite Blitze.

»Verdammt noch mal, das gibt es nicht!« Er starrte die Monitore an, als könnte er es nicht glauben, und dann zog sich die Haut in seinem Nacken zusammen, als er wieder die Stimmen hörte, diesmal allerdings über ihm, an der Decke.

Er schielte hin.

Nichts war zu sehen. Nur das eintönige Grau, mit dem das Rechteck gestrichen worden war.

»Das ist der Job«, sagte er. »Da hört man Stimmen, wo keine Menschen sind.« Er dachte daran, die Störung zu melden und hatte seine Hand schon nach dem Telefon ausgestreckt, das ihn mit Cusor verband, als sich der Schnee auf den Bildschirmen zurückzog. Auch die Stimmen hörte er nicht mehr, dafür sah er wieder die normalen Bilder, die von den Kameras übertragen wurden.

»Was soll denn das wieder?« Niemand gab Rutger eine Antwort, die musste er schon selbst suchen. Jedes Detail war wichtig, aber auf den Schirmen hatte sich nichts verändert. Die Umgebung war dieselbe geblieben, nur die Schatten hatten sich vertieft.

Oder nicht?

Etwas huschte in das Bild des mittleren Monitors hinein. Dass es kein Tier war, sah er sofort, dafür war die Gestalt einfach zu groß.

Es musste ein Mensch sein.

Ein Fremder!

Und er befand sich auf dem Grundstück!

Rutgers Augen leuchteten. Endlich mal Abwechslung. Er hatte den Kerl entdeckt, er würde ihn auch jagen, sprang hoch und hörte hinter sich eine Stimme.

»Bleib sitzen, Rutger!«

Er blieb nicht sitzen, sondern drehte sich um. Dass Lennox gekommen war, hatte er nicht gehört. Er sah seinen Kollegen in der offenen Tür stehen.

»Ich habe ihn gesehen!«

»Klar, und ich werde gehen!«

Rutger ballte die Hände zu Fäusten, was Lennox nicht verborgen blieb. »Keinen Stress«, sagte er nur. »Denke daran, dass ich länger bei Cusor bin. Du musst dir erst noch die Sporen verdienen, das habe ich auch tun müssen, und ich kann dir sagen, dass deine Zeit kommt.«

»Soll ich Cusor Bescheid geben?«

»Das kannst du halten, wie du willst. Aber er wird sauer sein, wenn du es nicht tust und er später erfährt, was hier vorgefallen ist. Du kannst ihm ja sagen, dass ich die Sache in die Hand genommen habe. Zu mir hat er Vertrauen.« Lennox grinste noch einmal scharf, bevor er sich umdrehte und verschwand.

Er ließ einen Mann zurück, der an seinem eigenen Zorn beinahe erstickt wäre.

Lennox aber hetzte bereits mit langen Sprüngen die Treppe hoch.

Er war kaum zu hören und wurde nicht grundlos das Wiesel genannt, zudem verstand er es, sich in der Natur zu bewegen, als wäre er ein Stück von ihr. Er war nicht groß, aber sehr geschmeidig und gelenkig. Besonders in der Dunkelheit konnte man ihn kaum ausmachen.

Der Fremde war am Tor gesehen worden. Es lag auf der Hand, dass er dort nicht bleiben würde. Wenn er schon auf diese Art und Weise das Grundstück betrat, hatte er etwas vor, er wollte bestimmt zum Haus, ein anderes Motiv konnte er sich nicht vorstellen. Diese Diondra Mayne schien doch wichtiger zu sein, als sie den Eindruck machte.

Im Haus war es ruhig. Lennox kannte jeden Winkel, er wusste natürlich auch, wo die Ausgänge lagen.

Durch eine Hintertür schlüpfte er ins Freie und dachte daran, dass er

jetzt in seinem Element war…

***

Hin und wieder hatte Suko das flache drahtlose Sprechgerät aus der Tasche gezogen, es betrachtet, aber keine Verbindung mit seinem Freund John Sinclair aufgenommen, obwohl es ihn danach drängte.

Doch Suko musste einfach die Gefühle zurückstellen und pragmatisch handeln. Wenn er John in einem ungelegenen Augenblick erwischte, konnte ihr gesamter Plan platzen. Deshalb hielt er sich zurück, aber er war auch kein Mensch, der untätig bleiben konnte und wollte. Er musste etwas unternehmen. Zwar saß er gut versteckt in seinem BMW, leider zu weit vom eigentlichen Ziel entfernt. Aus diesem Grunde würde er zu lange Zeit brauchen, wenn sein Eingreifen erforderlich war.

Suko überlegte nicht lange hin und her, er stieg aus. Leise drückte er die Wagentür wieder zu. Bis zum Grundstück hatte er ungefähr hundert Yards zu laufen und fand es von außen her so vor, wie sein Freund John es beschrieben hatte.

Eine sehr hohe Hecke umgab das Gelände. Sie war im Laufe der Jahre so dicht gewachsen, dass sie in ihrer inneren Dichte schon einer Mauer gleichkam.

Suko lief an ihr entlang, und zwar in Richtung Tor. Zwar wurde es überwacht, doch John hatte von einer inneren Kontrolle gesprochen.

Suko dachte nicht daran, dass sich auch sein Freund irren konnte und man drehbare Kameras eingesetzt hatte, die sich zudem noch fernsteuern ließen.

Hinter der Kamera machte sich Suko an den Aufstieg. Er wollte die Hecke überwinden, nicht das Tor. Sehr bald schon stellte er fest, wie schwierig es war, die Hecke schien nicht nur aus Pflanzen und hartem Gestrüpp zu bestehen, sondern aus zahlreichen Katzenkörpern, die hingelegt worden waren und ihre Krallen ausgefahren hatten.

Er hoffte, ohne zu viele Wunden davonzukommen, konnte Geräusche nicht vermeiden, sackte zweimal ein, kam wieder hoch, erreichte die Kuppe und war froh, als er auf der anderen Seite wieder zu Boden springen konnte, wo er ziemlich weich landete.

Er blieb in der Hocke, drehte seinen Kopf und schaute hoch zur Kamera.

Im düsteren Zwielicht konnte er sie zunächst nicht entdecken, bis er in das Objektiv starrte.

Sofort schnellte Suko aus dem Blickwinkel des elektronischen Auges. Seine innere Stimme sagte ihm, dass er einen Fehler begangen hatte. Womöglich war er für kurze Zeit auf dem Bildschirm zu sehen gewesen, und das reichte zumindest aus.

Sukos Ziel war das Haus!

Er sah es nicht, denn ein dichter Waldstreifen nahm ihm die Sicht.

Er entdeckte aber eine Straße oder einen breiten Weg, der den Wald teilte.

Suko überlegte, ob er ihn nehmen sollte. Dort kam er zumindest schneller voran, aber es konnte auch sein, dass ihm jemand auf diesem Weg auflauerte.

Suko ging das Risiko ein.

Sehr bald schon hatte ihn der Wald verschluckt. Er blieb auf der Straße und hielt sich dabei am rechten Fahrbahnrand. Es war eine sehr düstere und schattige Umgebung. Noch hatte die Dunkelheit das Land nicht umfangen, und das Zwielicht hatte einen grauen Tunnel geschaffen. Kein Laut umgab ihn, er war allein, als er mit langen, raumgreifenden Schritten und mit gespannten Sinnen über die Straße lief.

Sie führte in einigen Kurven weiter, und Suko kam kein Mensch entgegen. Ein Lächeln glitt über seine Lippen, als er sich am Straßenrand hinter einen Baumstamm stellte und das Gelände beobachtete.

Dort bewegte sich kein Lebewesen. Der Wind strich wie mit sanften Fingern über die freie Fläche hinweg und zupfte an den Enden des winterlich gefärbten Grases, das Suko an einen großen, bräunlichen Teppich erinnerte.

Knapp eine Minute hielt er sich in seinem Versteck auf, bevor er den Weg zum Haus einschlug.

Der Wald war relativ dicht, entsprechend langsam kam Suko voran.

Die Dämmerung schlich sich wie ein Dieb heran. Das Zwielicht wurde noch dichter. Es schluckte die Bewegungen, aber es gab auch dem Inspektor die nötige Deckung und Sicherheit.

Er sah das Haus, Suko blieb stehen, um sich ein Bild zu verschaffen. Im hellen Tageslicht hätte er es bestimmt besser erkennen können, so aber hatten sich die Schatten wie Pinselstriche darübergelegt, und selbst die Fenster stachen vom düsteren Mauerwerk kaum ab.

Niemand zeigte sich.

Wo steckte John?

Sein Blick glitt über den freien Platz vor dem Haus. In der Ferne sah er etwas schimmern. Es erinnerte ihn an Wasser. Davor entdeckte er eine Laube und jenseits des Wassers baute sich als dunkler Schatten wieder der Wald auf.

John hielt sich sicherlich im Haus auf, aber Suko wollte nicht sofort hinein. Jetzt war es besser, wenn er versuchte, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Die abgemachte Zeit war eigentlich vorbei. Hatte John es vergessen, oder war er nicht mehr in der Lage gewesen?

Suko holte das Gerät aus der Tasche – und hörte das verräterische Knacken.

Gefahr!

Er war übersensibel, wollte herumfahren und den Platz gleichzeitig verlassen, als er das Pfeifen dicht an seinem Ohr hörte, das bestimmt kein Mensch abgegeben hatte.

Die Kette erwischte ihn voll!

Sie bestand aus dünnen Metallgliedern und wickelte sich mit einer rasenden Geschwindigkeit um seinen Hals. Suko wollte ihr noch entwischen, allein, es hatte keinen Sinn. Der Druck riss ihm nicht nur die Luft aus der Kehle, eine starke Gewalt zerrte ihn auch nach hinten. Er taumelte, und ein harter Tritt gegen die Kniekehlen sorgte endgültig dafür, dass Suko zu Boden fiel.

Die Kette hielt seinen Hals noch immer umschlungen, und das andere Ende wurde von eine Hand gehalten, die, zusammen mit einem Körper, und den dazugehörigen Füßen, in sein Blickfeld geriet, wobei sich ein Fuß vom Boden löste, damit er ein neues Ziel erreichen konnte.

Der Fuß fand seinen Platz auf Sukos Brust.

»Bleib nur liegen, Hundesohn!«, flüsterte über ihm jemand. »Wenn du dich bewegst, breche ich dir durch einen Ruck der Kette das Genick. Dafür kannst du mich ansehen,«

Suko konnte nicht sprechen. Sein Okay gab er dem anderen durch ein angedeutetes Nicken zu verstehen.

Der Mann schaute auf ihn nieder.

Beide konnten sich sehen, dazu reichte das Licht aus. Suko sah einen schmalen, durchtrainierten Mann vor sich, dessen Haar einen Cäsarenschnitt zeigte, wahrscheinlich, um das Gesicht wenigstens etwas breiter erscheinen zu lassen.

Der Mann lächelte eisig. »Das darf doch nicht wahr sein, du bist ja ein Chink.« Er schüttelte den Kopf. »Wo kommst du denn her, du komischer Chinese?«

Suko öffnete den Mund. Sprechen konnte er nicht, nur würgen. Er hoffte, dass der andere die Geste verstand und den Druck so weit lockerte, dass Suko auch reden konnte.

Er tat es.

Dabei schüttelte er zweimal seinen Arm. Suko hörte das leise Klirren der Kettenglieder, der Druck ließ etwas nach, er holte zunächst tief Luft und hörte sich selbst dabei saugen.

Er nahm sich auch die Zeit, über den Mann nachzudenken. Seiner Ansicht nach gehörte er zu den vier Leibwächtern, die auf Diondra Mayne Acht geben sollten. Er wusste nicht, ob er sich darüber freuen oder es bedauern sollte, auf der einen Seite wollte er diese Leute nicht als potentielle Killer ansehen, auf der anderen aber waren diese Typen oftmals nicht besser als Killer. Es kam auch auf sein Verhandlungsgeschick an und wie der andere reagierte.

»Kannst du reden?«
»Ich versuche es.«
»Gut, Chink. Wer bist du?«
»Polizist…«
Lennox lachte scharf und wütend. »Das erzähle mir nicht, verdammt! Wir haben schon einen Bullen hier.«
»Ich bin Polizist. Yard…«
Lennox beugte sich vor. »Hör zu, du kleiner Schmierer. Du bist ein Chinese, ein Asiat, und ich weiß genau, dass die Bullen vom Yard keine Ausländer wie dich…«
Suko hasste diese Einstellung. Er glaubte auch nicht, dass Lennox sich vorläufig überzeugen ließ, vielleicht erst dann, wenn es schon zu spät war, deshalb versuchte er das Blatt zu wenden. Mit beden Händen ergriff er die Kette zwischen ihm und dem Mann, zerrte daran und schleuderte den leichten Lennox über seinen Körper hinweg. Er hielt die Kette dabei fest, damit ein Ggendruck entstand und sie sich nicht noch im letzten Augenblick um seinen Hals wickelte und ihn tötete. Lennox ließ los. Wuchtig fiel er auf den Waldboden, rollte sich katzengewandt herum und wollte wieder in die Höhe kommen, als ihn ein Tritt erwischte, der ihm beinahe den Kiefer ausrenkte.
Wieder segelte Lennox zurück. Diesmal prallte er gegen einen Baumstamm und fluchte böse. Noch lauter fluchte er, als er die Mündung der Beretta sah, die Suko auf ihn gerichtet hatte. Er hatte die Kette von seinem Hals gewickelt und sie weggeworfen.
»Nun?«, fragte er.
Lennox saß, die gespreizten Hände zu beiden Seiten des Körpers, auf dem Boden.
»Scheiße, ich habe dich unterschätzt.«
»Das ist dein Pech. Ich bin tatsächlich Polizist. Du hast Glück gehabt.«
»Wieso denn?«
»Ein anderer hätte dich in die Hölle geschickt.«
Lennox schielte in die Höhe. Er betastete sein Kinn, ließ die Hand wieder sinken und wurde von Suko keinen Moment aus den Augen gelassen, weil er damit rechnete, dass dieser Mann noch immer einen Trick in der Hinterhand hielt.
Plötzlich hörte Suko die Stimmen.
Sie wehten heran, sie hörten sich an, als würden irgendwelche Gestalten dicht über den Waldboden hinwegkriechen. Sie waren überall, aber Suko sah niemand.
Oder waren die Schatten dichter geworden?
Ein hartes Geräusch lenkte ihn ab.
Er schaute zu, wie Lennox mit den Zähnen klapperte. Angst hielt den Mann umfangen. Er zitterte am ganzen Leib, seine Augen waren weit

aufgerissen und vorgequollen. Er war bleich geworden und wirkte wie ein Gespenst, das jemand in den Wald gesetzt hatte.

Die Zunge schlug aus seinem Mund.

»Was haben Sie?«

Lennox würgte. »Sterben… ich werde sterben. Die sind da. Sie greifen mich an.«

»Niemand greift Sie an.«

»Die Schatten!«, schrie er, sprang plötzlich in die Höhe, und Suko griff nicht ein, der andere wollte nicht vor ihm fliehen, sondern vor den Schatten und den Stimmen, die er hörte. Er schlug um sich, er tanzte zur Seite, senkte den Kopf, lief weiter und rammte sich selbst einen querstehenden Ast gegen die Wange, der sein Fleisch aufriss und eine tiefe Wunde hinterließ.

Lennox warf sich zu Boden. Er riss den Mund auf. Suko musste schon nahe heran, um seine Worte verstehen zu können. »Sie bringt mich um. Sie bringt mich um. Sie schafft uns alle. Ich sterbe…«

Einen Moment später erfasste ihn ein gewaltiger Schüttelfrost, und zugleich schoss ein Blutstrom über seine Lippen.

Suko aber stand da und begriff nichts…

ENDE des ersten Teils